

SELTSAME LEUTE

Novellen
und
Skizzen
von
Marie von Pistohlkors

:: PRERAU-WIEN ::
Druck und Verlag von Barthelidy & Co.

HERRN

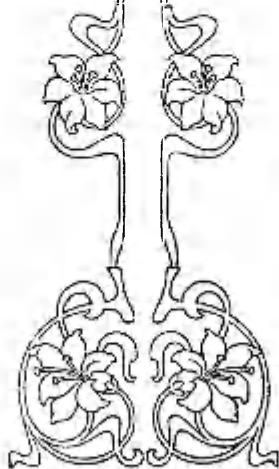
DOKTOR HUGO ROSINGER

==== ZUGEEIGNET. ====

Motto: Ich liebe die seltsamen Leute,
Die Wege verschlungener Art
Und was zwischen gestern und heute
Als Rätsel sich mir offenbart!

Die Verfasserin.

Blaublut-Elend.





Eine bescheidene, weissgetünchte Stube. Der Fussboden ebenfalls weiss geschauert. Am einzigen Fenster grossblumige, steife Vorhänge von billigem Kattun. Rechts ein eisernes Feldbett, nebst Blechwaschtisch. Der Eingangstür gegenüber ein altmodisches Ledersopha; davor ein ebensolcher Tisch, mit Büchern bedeckt. Unter dem Fenster: das Prunkstück des ganzen Raumes; ein geräumiger Schreibtisch, nebst Sessel. Rechts davon ein dürtiger Kleiderschrank, links ein behäbiger Lederfauteuil.

In diesem Ruhesitz lehnt, müde und bleich, ein noch junger Mann, dem schweres Leiden — körperliches wie seelisches — von der Stirne zu lesen.

Es ist der kaum dreissigjährige Freiherr Botho von Barnewitz — der Held dieses Dramas.

Auf solcher Schaubühne erscheint schon sein hochtrabender Titel als ein Leiden eigener Art. Denn dieser Unglückliche hat sich da nicht etwa in eine Gesindewohnung oder gemeine Gasthausstube verirrt. O, nein! Dies armselige Zimmer ist — das seine! Hier vegetiert er nun bereits ein volles Jahr... Und

in solch' trostloser Umwelt lenkt nichts seine trüben Gedanken von der sich ihm täglich fester aufdrängenden Überzeugung ab, dass er hoffnungslos an progressiver Paralyse zu Grunde geht — —

Welch' eine Schicksal! Liegt es nicht wie ein Fluch auf ihm, wie der Fluch aller jener, die dahingelebt, ohne ihre Zeit zu versteh'n!

Aber er — er war ja nicht blind gewesen. Er hatte sich doch redlich bemüht, dem Walten des Verhängnisses Einhalt zu tun, das sein Vater einst mit dem wahnwitzigsten Adelsstolz und der aussichtslosesten Liebesheirat leichtsinnig heraufbeschworen.

Für den Sprössling eines uradeligen Geschlechtes, wie das seine — so nämlich hatte der alte Freiherr gewöhnt — gab es überhaupt gar keinen irgend möglichen Lebensberuf, als den des Offiziers. Und andererseits konnte für ihn persönlich keine Ebenbürtigere, ja überhaupt keine andere Frau zum Heiraten da sein, als seine gräfliche Kusine, Maria Dolores von und zu Wendenstein.

Alle Einwendungen der beiderseitigen Eltern waren an tauben Ohren verhallt. Vergebens riet man diesen zwei völlig Vermögenslosen von einer ehelichen Verbindung ab, die buchstäblich das böse Franzosenwort darstellte: „marier la faim et la soif“. Sie bestanden darauf!

Und so war es denn Schritt für Schritt herankrochen, das unabsehbare Blaublut-Elend . . .

Alles was dem frühzeitig aus dem Heeresdienst ausgeschiedenen Offizier und dessen Familie an Substanzmitteln verblieb, war das sogenannte „Waldeck“, ein elender kleiner Nebenhof des väterlichen Erbguts,

das — selbst verschuldet — in die Hände des erstgeborenen Sohnes übergang.

Auf diesem bescheidenen Beigut also, das wohl mehr einem Bauernhof, als einem Edelsitze glich, waren sie alle geboren, ja zum Teil auch erzogen, die sieben Kinder, welche Maria-Dolores ihrem Gatten in allzu reichem Segen geschenkt. Hätte man die armen Dinger erst befragt, sie wären dem traurigen Leben, das ihrer harrete, wohl lieber fern geblieben. Nun aber mussten sie sich darein finden, so gut — oder vielmehr: so schlecht! — es eben ging.

Die älteste Tochter ward glücklich in einem freiweltlichen Damenstift untergebracht. Sie war und blieb der Stolz der Familie. Man sprach viel und oft von ihr. Weniger gern schon von der zweiten, die sich das harte Brot einer Erzieherin erwarb. Niemals aber nannte man vor Fremden den Namen der allerhübschesten: der dritten, die — „Gott sei's geklagt!“ — zur Bühne gegangen war. Zwei Söhne, für die man mit Mühe eine Erziehung auf Staatskosten erwirkt, raffte eine Infektionskrankheit fast gleichzeitig dahin. So stand die Hoffnung der Familie nunmehr allein auf Botho, dem letzten männlichen Träger aller Stammesherrlichkeit!

Sein jüngstes Schwesterchen, das nach der Mutter den volltönenden Namen Maria-Dolores trug, war dazumal, als Botho kühnster Pläne und Hoffnungen voll in die Welt zog, noch ein Kind. Und über das Geschick des zwölfjährigen Backfisches machte man sich vorderhand keinerlei Sorgen . . . Aber Botho! Botho! Was aus dem nicht alles zu werden versprach — —

Freilich, ein Trotzkopf war er, ganz erfüllt von den „heillosen neuzeitigen Ideen“. Dem alten Freiherrn

gefiel's nicht. Absolut nicht! Aber schliesslich: was will man einem mündigen Sohne verbieten? Zumal wenn er dabei fest glaubt, dass er nicht nur selber zu Ehren und Reichtum gelangen muss — jawohl: muss! — sondern auch obendrein verspricht, dem Elend im Vaterhaus gründlich zu steuern. Mag er denn selig werden nach seiner Façon.

Mit solchen, oder ähnlichen Gedanken also, hatte man darein gewilligt, dass Botho, seiner hochadeligen Familientradition zum Trotz, das Studium der Chemie erwählte und nicht lange darauf, als Leiter einer grossen Fabrik angestellt wurde.

Ach, welch' eine Wonne für ihn! Wie wollte er schaffen — dem heiligen Dienste der Arbeit geweiht!

Im Schwunge der ersten Begeisterung kam ihm sogar die glückliche Eingebung einer Erfindung. Was verschlug's da, dass dem sieghaften Pionier des Fortschritts dieses Glück den Verlust eines Auges kostete? Ja, so furchtbar war die Explosion beim letzten chemischen Experiment gewesen, dass sie seine Denkerstirn traf, sie zu zerschmettern drohte. Und die Sehkraft des rechten Auges war verloren für immer. Allein ihm blieb doch ein Trost: die Idee, die hatte sich bewährt! Die war ja nicht in Trümmer geschlagen! Besser also das Auge, als die Errungenschaft eingebüsst! Auch als Einäugiger würde er noch genug von den Erfolgen sehen, die seine epochemachende Entdeckung eintrug . . .

So ging es dann weiter, von Arbeit zu Arbeit. Das Leben war doch schön —: es hatte ja ein Ziel! Aus der Welt geschafft sollte es sein, das arge Blaublutelend! Schon sah er im Geist gegen diesen Erbfeind seines Hauses vernichtend glänzende Heerscharen

anrücken. In schier endlosen Kolonnen marschierten sie vor dem trunkenen Träumberblick auf: Zahl bei Zahl, wie sie den materiellen Lohn seiner Erfindung bezeichneten

Doch sonderbar: in eben dem Moment, da er das Schicksal zu meistern gewöhnt, da bezwang es ihn. Da warf es ihn nieder mit erbarmungsloser Wucht.

Gearbeitet hatte Botho von Barnewitz, wie ein Mann aus dem Volk. Ohne Rast, ohne Ruh. Ohne sich auch nur einen Funken von Lebensgenuss oder Lebensfreude zu gönnen. In strenger Entsagung, mit dem Aufgebot einer ehernen Willenskraft. Allein — er war eben kein Mann aus dem Volke! Er besass nicht jene physische Widerstandskraft, die eine Generation von Schicksalskämpfern der anderen zu hinterlassen vermag. Den Willen hatte er, allein die Körperkraft versagte diesem blaublütigen Enkel dekadenter Vorfahren.

Botho von Barnewitz braucht wahrlich nicht erst an Ibsen's „Gespenster“ zu denken. Er hat genug von der furchtbaren Erinnerung an den eigenen Grossvater mütterlicherseits, der — verblödet, vertiert — ein Leben massloser Genussucht im Irrenhaus abschloss. Und gross genug auch war er selbst schon gewesen, um für immer das Jammerbild eines einst flotten, schönen Oheims festzuhalten, der, durch Ausschweifungen schlimmster Art verzehrt, langsam an progressiver Paralyse dahinsiechte.

— — So begriff er denn sofort, dass es sein Todesurteil war, was ihm der Arzt, bei seiner eigenen Erkrankung, schonend mitgeteilt. O, er wusste nur zu gut, was all' die plötzlichen Nervenstörungen, was das jähe Verdorren seines Lebensmarks bedeutete!

Verloren! Hoffnungslos!

So war er vor Jahresfrist ins Vaterhaus heimgekehrt . . . Denkt er zurück an all' die Seelenkämpfe, wie er jetzt reglos dasitzt, die magern Hände schlaff im Schoss?

— — „Wie geht's?“ fragt da eine liebe klangvolle Stimme. In der leise geöffneten Tür steht seine Schwester.

Statt aller Antwort, zieht Botho die Hand der Hinzutretenden fest in die seine.

„Lori! meine herrliche Lori, bleib' da!“ sagt er weich. „Man wird ja förmlich gesund von deinem Anblick. Schaust doch aus, wie das blühende Leben. Und dabei immer in Arbeit. Immer unser aller gute Fee.“

„Schmeichler!“ Mit diesem Scheltwort hat sie gleich ihm gegenüber Platz genommen. Nun sitzt sie vor dem Schreibtisch, so dass das Licht der brennenden Lampe voll auf ihr frisch-frohes Mädchengesicht fällt, und die üppigen Formen ihrer prachtvollen Gestalt beleuchtet.

Der arme Einäugige starrt sie einen Moment an, wie geblendet. „Ist denn Freund Paul ein Narr, dass er noch immer nicht um sie anhält?“ fährt's ihm durch den Sinn. Allein die Schwester soll nichts merken von solchen Gedanken.

„Bist du ein drolliges Ding“, sagt er nur, zu ihr gewandt, wie er Lori soeben einer Fliege, die auf den Rücken gefallen, aufhelfen sieht. „Giebt's denn dieser Plagegeister hier noch nicht genug? Musst du die lästige Brummfliege auch noch retten? Ha, danke recht sehr!“

Da aber leuchten dem schönen jungen Geschöpf die Augen. Ganz begeistert ruft sie aus:

„Lass nur! Lass nur! Ach, das Leben ist etwas so Wunderbares! Solch eine Fülle von Seligkeit, selbst für das ärmste Wesen, dem noch die Sonne scheint.“

Wieder staunt er.

„Ja, was weißt denn du von solcher Lebenslust, Lori, kleines, tolles Schwesterlein, sag'?“

Etwas rot ist sie geworden, unter dem brüderlichen Inquisitorenblick, der jene gutmütigen Spottworte begleitet. Aber nun spricht sie doch fest, wie aus tiefster Überzeugung:

„Schau', wer irgend lebt, der hat — so scheint mir's — auch noch Anrecht auf Hoffnung — auf Glück! Und glücklich will ich — muss ich sein! Ja: rauben werd' ich's mir, wenn's nicht freiwillig zu mir kommt, das heissersehnte!“

Wie übermütig, ja fast herausfordernd sie dazu lacht! Ahnt sie denn nicht, dass sie dem geliebten Kranken damit weh tut? Nun, verfeinernd mag sie nicht wirken, auf das Seelenleben, all die ländliche Berufsarbeit, mit welcher Maria-Dolores ihre Tage zubringt... „Sie muss verkümmern“, denkt Botho schmerzlich. Mehr denn je, wünscht er Freund Paul, den Majoratsherrn von Lugau, als Freier herbei.

Und siehe da —: der Diener (in Wirklichkeit ein gewöhnlicher Stallbursch) meldet soeben: „Graf Throten“. Also — lupus in fabula!

Wie prächtig er wieder aussieht, dieser blonde Hüne. Gesund, jung, schön und dabei korrekt — sehr korrekt, bis in die Spitzen seines mächtigen „Es-ist-erreicht-Schnurrbarts“. Und wahrhaftig, ein lieber Kerl! Nur vielleicht ein klein wenig zu sehr — Schablonenmensch... So wenigstens meint der Schulfreund ihn zu kennen.

Doch was ist das heute? An diesem Abend ist Paul so rätselhaft . . . Ja, was für sonderbare Einfälle hat er nur urplötzlich? . . . „Also du willst mich wirklich nicht begleiten, bei meiner Mittelmeerfahrt, in der eigenen Yacht? Und ich hoffte, dir damit eine Freude, eine kleine Überraschung, wenn schon nicht gar die Genesung zu bieten.“

Sprach er so im Ernst? Ganz verblüfft staunt Botho den Grafen an. Was soll er ihm auf einen derartigen Vorschlag entgegnen? Dass man ihn, den Unheilbaren, doch ruhig in seinem Winkel sterben lassen möge? . . . Dass ein Mensch wie er, doch überall nur eine Last ist . . .? Ach, was bedarf's da überhaupt noch der Worte! Nein, nicht das ist's, was Botho soeben um die Antwort verlegen macht. Wie aber fände wohl sein träge arbeitendes Hirn nur das richtige Wort, das dem andern das Geheimnis seiner wahren Motive zu entlocken vermag? Wozu diese weite, abenteuerliche Meerfahrt? Warum nicht hier, an Ort und Stelle gleich, das Glück suchen, es für immer mit kühnem Eroberergriff festhalten? . . .

Indes schreitet Throten, wie in der Furcht vor unfreiwilligem Selbstverrat, rastlos hin und her. Nicht wiederzuerkennen ist er. So aufgeregt. Und wie er nun vor dem Leidenden stehen bleibt, offenbar um etwas recht Wichtiges zu sagen, wahrhaftig — da fliegt es wie ein Zucken über sein männliches Gesicht. Natürlich deutet sich Botho dies als Mitleid mit seinem eigenen elenden Zustand. Und das geht ihm auf die Nerven. Ja, es ärgert ihn sogar. Da aber wird er gleich eines Besseren belehrt:

„Wenn du wüsstest, wie mir das Scheiden schwer fällt!“ stöhnt Paul in ungekünsteltem Schmerz auf.

Einen Moment ruhen beider Augen fragend, forschend, fest in einander. Doch ehe noch ein erklärendes Wort sich Bahn brechen kann, wird das Gespräch unterbrochen, durch das Erscheinen Loris. Gefolgt von dem sogenannten „Diener“, tritt sie mit einem bescheidenen Abendimbiss ein.

Wie geschickt und reizvoll sie die Hausfrau zu spielen versteht! Sogar Franz, dieser täppische Kerl aus den Stallregionen, schaut ihr dabei mit einer Art Andacht zu — wenn man seine heißen Blicke so deuten mag . . .

Und auch Graf Throtens Augen ruhen wie gebannt auf Loris berückender Weiblichkeit, der das Leben — ein volles, tolles! — offenbar sengend und drängend durch die hochklopfenden Pulse jagt. Wirklich, so belebt wie heute, hat selbst der Bruder sie noch nicht gesehen. Nie noch — so meint er jetzt — nahm er dies feurige Schillern ihrer schwarzen Glutaugen wahr. Und doch gewann er bereits Gelegenheit, ihre erwachende Neigung für den Freund zu beobachten. Aber dass sie Paul so liebt, — ja, das hatte er wahrlich bis heute nicht geahnt! Drohte denn nicht eben die Tasse ihren nichts weniger als nervösen Händen zu entfallen, da sie die unerwartete Nachricht von des Grafen bevorstehendem Scheiden erfuhr? Was also musste sie dabei empfinden! Armes, leidenschaftlich veranlagtes Ding! Aber sieht denn er, dem solche Liebe gilt, von alledem nichts? Warum sonst hält er jede Aussprache geflissentlich fern?

Gehuldigt hatte er ihr doch seit frühester Kindheit auffallend genug. Und nun dieses jähe, fast kränkende Erkalten? . . . Diese seltsame Seefahrt, die einer Flucht ähnlich sah? . . . Warum nur?

Kaum ist der diensttuende Tölpel hinaus, da tritt Graf Throtten an das schöne Mädchen heran:

„Gestatten Sie mir ein offenes Wort“, sagt er ernst. „Diesen unmöglichen Bedienten müssen, werden Sie entlassen! Ich bitte darum, mit dem Anrecht eines alten Freundes, dem Ihr Wohl wahrhaft am Herzen liegt . . .“

Die ganze Tragweite seiner Worte zu ermessen, ist ihre Unschuld und Erfahrungslosigkeit völlig unfähig. So muss sie die Absicht gänzlich missverstehen. So begreift sie nur eins: er findet die Bedienung hier im Hause tadelnswert. Und diese beleidigende Wahrheit sagt er ihr jetzt, grade jetzt, wo sie ein Wort der Liebe, der Treue, zum Abschied ersehnt? . . . O, damit rief Paul ihren ganzen Widerspruchsgeist wach. Das erregte ihren Zorn. Jenen immer reizbaren, wehwunden Zorn stolzer Armut. Und aus solcher Stimmung heraus, entgegnete sie schnell — nur allzu schnell! —:

„Oho, mein Herr Graf, wie gebieterisch! Aber das lassen Sie sich gesagt sein: auf Schloss Lugau, da können Sie befehlen — hier jedoch herrscht einstweilen mein lieber Papa. Und um auf das Nähere der Sache einzugehen, ich möchte diesem nicht raten, einen so brauchbaren, treuen Diener, wie es uns der Franz ist, einen so unentbehrlichen Krankenpfleger, jetzt zu entlassen, bloss weil es Euer gräflichen Gnaden so beliebt!“

„Jawohl“, sucht auch Botho einzuwenden, „dieser Riese trägt und hebt mich, wie ein Kind.“

Allein der Gast scheint durch nichts mehr zu besänftigen. Leichenfahl ist er geworden. Mit bebenden Lippen stösst er die Worte hervor:

„Dann habe ich allerdings nur um Verzeihung zu bitten, gnädigste Baroness. Meine Anwesenheit wird Sie übrigens nicht länger mehr belästigen. Ich gehe. Lebewohl, alter Freund!“

Und mit einer förmlichen, fast höhnischen Verbeugung gegen Lori, war er fort . . .

Sie aber, die Gesunde, die Überstarke, sie liegt schluchzend am Boden vor ihrem Bruder und birgt ihr tränenheisses Gesicht in seinem Schoss.

— — — — —

Das war eine böse, schlaflose Nacht, die jenem traurigen Abend gefolgt. Umsonst hatte der Kranke zu einem verbotenen Mittel gegriffen, um sich ein klein wenig Schlummer zu ertrotzen. Gierig hatte er von dem schweren Zypernwein geschlürft, den die Stiftsdame ihrem Vater zum Geburtstag gesandt und den man gestern Graf Throtten kredenzte. Ach, einen Moment wohl schienen die matten Nerven sich daran zu stählen! Einen Augenblick hatte der Schwerleidende sich wie neugeboren gefühlt! Aber dann . . . dann . . . O die furchtbare Reaktion sollte ihm nicht erspart bleiben. Seine Ärzte hatten recht: für ihn war es Gift, was zuerst so belebend durch die Adern zu rinnen schien.

Und in der Stille der Nacht musste wohl ein ihm selbst unerklärlicher Vorgang in seinem Hirn stattgefunden haben. Denn beim Erwachen fühlte der Ärmste seine Denkkraft wie gelähmt. Er besann sich nur mühsam. Und als Lori an sein Bett trat, da erschrak sie über das völlig veränderte Aussehen ihres teuren Patienten. Auch die Mutter blickte ihn schreckensstarr an. Ja, aus den Mienen aller seiner Nächsten musste er nach und nach das Besorgniserregende seines Zustandes herauslesen.

Endlich glaubten Eltern und Schwester am besten zu tun, wenn sie ihn einstweilig sich selbst überliessen. Galt es doch den herbeigerufenen Landarzt abwarten. Freilich: verstehen würde der auch kaum viel. Aber arme Leute, wie diese hier, können sich eben keinen grossen Spezialisten gönnen — — : Blaublut-Elend!

Botho hatte den Seinen zur Beruhigung gesagt, er wolle schlafen. Statt dessen aber kroch er, sobald ihre Schritte verhallt, langsam, mit Hilfe seiner Krücken, aus dem Bett. Nur in den alten, fadenscheinigen Schlafrock gehüllt, schleppte er sich mühsam bis zum Schreibtisch. Hier sank er erschöpft in den Sessel, der davor stand. Eine ganze Weile lag er da, mit geschlossenen Augen matt zurückgelehnt. Man hätte glauben können, seine Lebensgeister seien im Verlöschen . . .

Aber nein! Wie er die Lider wieder aufschlägt, da glimmt ein unheimliches Feuer darin. Jetzt findet er sogar die Kraft, eine Lade des Sekretärs sachte hervorzuzieh'n — — — Und nun malt sich ein stummes, staunendes Entzücken in den Zügen des Leidenden.

Jawohl: da lag ja sein letztes Heil, seine Befreiungsmöglichkeit — ein Revolver!

Ob er aber auch noch die nötige Festigkeit der Hand besitzt, um die Waffe zu führen? Ob er zu treffen vermag? . . .

Ehe diese grosse Frage entschieden, pocht es an die Tür. Franz, der „Diener“ überbringt einen Brief — grossgesiegelt mit dem Throtenschen Wappen.

Ah, von Paul — — —

Wie der Adressat sein edelschönes Dulderhaupt über dies Schreiben niederbeugt, ist ihm die volle

Geistesklarheit zurückgekehrt. Selbst die Erregung von vorhin scheint allmählich ruhig objektivem Nachdenken zu weichen.

In grösster Spannung überfliegt Botho nun Zeile um Zeile. Bald aber will er seinen Augen nicht mehr trauen. Was stand da zu lesen?

Mein teurer, mein einziger Freund!

Ich bin gewiss nicht sentimental. Und doch, ich bezeuge es: jetzt schreibe ich — unter Tränen! So sehr zerschmettert mich die Wucht des Schicksals!

Du wirst wissen, wie sehr, wie lange ich deine schöne Schwester geliebt. Ja, was sage ich? Liebe ich sie denn nicht noch — werde ich sie nicht lieben müssen, immer und ewig? . . . Und ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich ein wenig auf Erwidierung meiner Gefühle zählte. Gestern freilich — — — Allein hievon rede ich vorläufig noch garnicht . . .

Hat dir Maria-Dolores erzählt, wie wir — gelegentlich der letzten Hetzjagd in Tubahn — hernach noch bei Mondschein die wundervolle Kavalkade unternahmen?

Sieh', da empfand ich deiner Schwester Schönheitszauber mehr denn je. Königlich sass sie hoch zu Ross auf dem feurigen Goldfuchs, den die eigene Herrin nicht zu meistern vermocht. Aber Maria-Dolores' Zügel gehorchte das stolze Tier wie ein Lamm. Und als sie dann, übermütiger Laune folgend, ihren Renner zu wahnwitziger Gangart antrieb und so urplötzlich einen gewaltigen Vorsprung gewann, allen voraus, da jagte ich ihr nach. Da trieb mich's, sie wie eine Beute zu erhaschen, meinen Arm um sie

zu schlingen, ihr süsse Worte der Liebe, der Gelöb-
nisse zuzuflüstern

Allein ihre Tollkühnheit machte mir damals die
Sache zu schwer. Als mein „Ali“ endlich schnaubend
an ihrer Seite hielt, da rückte uns auch die übrige
Gesellschaft leider schon so nah, dass man kein
heimliches Wort mehr zu tauschen wagte. Ach, nur
die Hand habe ich ihr einmal verstohlen geküsst.
Doch blieb meine Sehnsucht zum Schweigen ver-
dammt. Aber „morgen, morgen, holst du dir ihr Jawort!“

Dann jedoch vollzog sich die Schicksalswende . . .

Bei der Abendtafel nämlich, die unserer nun im
Schlosse harrete, zischelte mir die boshafte alte Baronin
Weylhagen zu :

„Sehen Sie, wie süß die kleine Barnewitz aus-
sieht! Rein zum Verlieben, nicht wahr? So ein un-
schuldiges Gesichtchen . . . Hm . . . Hm . . . und doch
weiss man so sonderbare Dinge über sie zu erzählen.
Ja, wer sollte ihr eine derartige Perversität zutrau'n?“

Dass Frau von Weylhagen eine jener unversöhn-
lichen Mütter ist, welche Lori niemals ihre gesell-
schaftlichen Triumphe über hochdero garstige Töchter
verzeihen, das ist allbekannt. Ich glaubte ihr auch
im voraus nichts von alledem, was sie gegen die
Angebetete meines Herzens, gegen die Schwester
meines besten Freundes vorbringen wollte. Aber ich
musste, in begreiflicher Neugier, der Sache auf den
Grund kommen. Um zu verteidigen, musste ich doch
erst klar sehen. Meine Motive waren also keineswegs
verwerflicher Art, als ich frug :

„Was hat denn die Bosheit der Menschen selbst
an einem so makellosen jungen Geschöpf auszusetzen?“

Das aber schien die alte Hexe noch mehr zu erbosen. Recht perfid blieb sie dabei, sie werde gewiss nicht zur Verräterin eines so „anstössigen“ Geheimnisses. Da müsste ich schon warten, bis ihr Mann erst wieder aus Wien zurück sei. Der würde mich wohl über diese Gerüchte aufklären. Ihr aber, als einer „ehrbaren“ Frau und grande dame, gezieme es nicht, von solchen skandalösen Geschichten zu reden.

Ach, Botho, wie habe ich die Heimkehr Weylhagens erwünscht! Zugleich aber — fürchtete ich mich davor . . .

Da sagte mir dieser rohe Mensch denn endlich — Ja, wie soll ich das Schändliche Dir, ihrem Bruder, in Worten wiedergehen? . . . Genug, ich habe keinen Augenblick an all das geglaubt, womit man die Reine, die Ehre, in meinen Augen besudelt. Mein erster Impuls war, den frechen Verläumder zum Duell zu fordern. Allein — welches Recht besass ich dazu? . . .

Und hohnlachend sagte mir Weylhagen noch zuletzt: „wohlan, lieber Graf, stellen Sie sie doch selbst auf die Probe! Ersuchen Sie die holde Unschuld, als getreuer Rittersmann, jenen Dorf-Don-Juan auf der Stelle zu entlassen. Wenn Ihnen dies gelingt, — nun gut, dann werde auch ich überzeugt sein. Ich nehme dann alles Gesagte reumütigst zurück. Also — : Glück zu!“

Aus Trotz war ich die unsinnige Wette eingegangen. Wahrhaftig, nur aus Trotz! Ich glaubte mich ja meiner Sache so gewiss . . .

Dann wollte ich nur noch — um alle fälschlichen Auslegungen zu vermeiden, — die lange Mittelmeerfahrt zwischen das Geschehene und unsere Verlobung

gelegt sehen. Die Entlassung des Dieners sollte nicht in Zusammenhang mit meiner Person gebracht werden können. Du verstehst! Jawohl, als ich gestern zu euch kam, da — ich gestehe es — hatte ich wirklich nicht den Mut, sofort um deine Schwester anzuhalten. Jedoch, lass meine Gründe gelten, nicht für mein Teil war ich im Zweifel. Ich glaubte felsenfest an ihre Unschuld. Allein auf die Frau des Majoratsherrn darf auch nicht der Schatten eines Argwohns seitens unserer Gesellschaft fallen. Ja, stelle dir dies selbst vor. Wie sollte mir z. B. zumute sein, wenn etwa der künftige Erbe von Lugau vielleicht zufällig weder meine, noch meiner Gattin Züge aufwiese, und dann wohl gar irgend ein trunkener Krautjunker mit dem Finger auf ihn zeigen und hohnlachen möchte: „Seht, gleicht der nicht dem ehemaligen Stallburschen vom Waldeck? Diese Vorstellung machte mich — du begreifst, nicht wahr? — halb verrückt, darum wollte ich eine Art Gottesurteil herausfordern. Und mein Ansinnen an Maria-Dolores war eben nichts geringeres!

O, verdamme mich nicht, Freund! Beruht nicht auch die in unseren Kreisen so hochgehaltene Unsitte des Duells auf einer ähnlichen Ideenassoziation? . . .

— — Alles Übrige weißt du. Der Himmel oder teuflische Mächte haben gestern über mein Schicksal entschieden. Ich gehe in die weite Welt.

Nach menschlicher Voraussetzung kann ich nie wieder den Fuss über eure Schwelle setzen. Jawohl: so tief stecke ich drin, in alten Standesvorurteilen. Sieh', ich weiss, dass ich einer Unschuldigen völlig unverdientes Leid bereite. Und dennoch lasse ich das geliebte Mädchen allein — nur weil sie, nach falschem Ehrbegriff, nicht mehr zur Frau eines Majoratsherrn taugt!

Sobald der erste, heisse Schmerz übertäubt, werde ich auch noch meine Pflicht, als Letzter meines Stammes, tun: ich werde heiraten. Natürlich das sprichwörtliche „unbeschriebene Blatt“. Und an der Seite einer Frau, die ich nicht lieben kann weil das Vergessen der Ersterkorenen undenkbar, an der Seite dieser zukünftigen Mutter meiner Kinder, muss ich dann zeitlebens darben — muss ich elend zu Grunde gehen. — So sieht mein Zukunftsbild aus. Heisst das nicht auch — „Blaublut-Elend?“.

Lebewohl, Botho! Und verdamme nicht

Deinen unglücklichen Freund

Paul Graf Throten.

Welche Schmach! Ha, welche Schmach!

Vor Botho's Augen flimmert es rot . . . Er meint Feuer an den Wänden zu sehen. Und so sehr war er in seinem bittren Herzweh der ganzen Umgebung entrückt, dass er garnicht bemerkt hatte, wie der „Diener“ noch immer, eines Befehles harrend, bei der Tür stehen blieb.

Jetzt aber sprang Franz eilends vor. Sah er doch mit Schreck, dass sein Herr den eben erhaltenen Brief in tausend Stücke zerriss. Was mochte denn geschehen sein? . . .

„Herr Baron“, rief er in seinem bäuerlichen Dialekt, „soll i 'leicht d' gnäd'ge Baroness ruafen?“

O woran musste dieser Unglückliche jetzt gemahnen!

Schon kam ja der Wahnsinn bei Botho zum Ausbruch . . . Und die Hand des Tobsüchtigen griff

in die noch vor ihm geöffnete Lade. — — Eine übermenschliche Kraft kam jählings in den halbgelähmten Körper. Im nächsten Augenblick schwang Botho die Pistole gegen den ahnungslosen Urheber seines Unglücks. Ob schuldig oder nicht — Franz musste sterben! Das war die einzige Lösung, die der Irrsinn ihm eingab.

— — Ein kurzes Ringen . . . Dann zerschmettert ein einziger Kolbenschlag den breiten Bauerschädel.

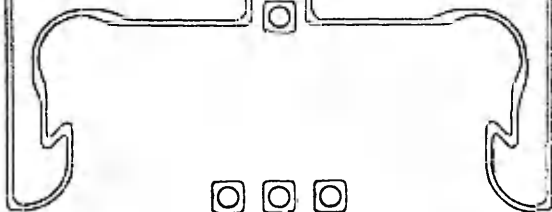
Franz war tot . . .

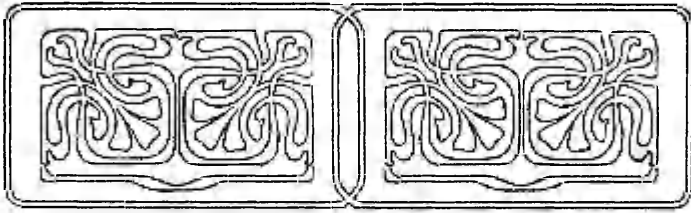
Allein auch sein Herr erlag gleich darauf dem grässlichen Tobsuchtsanfall.

Die Schwester zu rächen hatte der Wahnsinnige gewähnt. Statt dessen sollte seine Tat die infame Lüge für immer besiegeln . . .



In anderem
: Lichte. :





Wer ihm das an seiner Wiege gesungen hätte! Und doch war die Sache ja mit sehr natürlichen Dingen zugegangen, als er, „der Sepp“, des reichen Grossbauern ungewöhnlich begabter, ehrgeiziger Sohn, sich in einen „Studierten“ verwandelt, es bis zum *Medicinae Universae Doctor* gebracht und als solcher auf dem Schlosse des Majoratsherrn, Baron Eylbach, bald nicht nur als Arzt, sondern ebenso als Hausfreund hochgeschätzt war. Dass man es dem hübschen, tadellosen „Herrn Doktor Huber“ aber auch sogar nicht verargt, als seine Liebe sich bis zur Tochter des Hauses verstieg, ja dass man ihm, ohne jegliche Schwierigkeit, die Hand des schönen Freifräulein Renata bewilligt, sobald er um sie anhielt — das ging allerdings fast höher hinaus, als er zu hoffen, zu träumen gewagt. Mehr und mehr begann er schon, sich als ein Sonntagskind des Glückes zu fühlen. Doch wozu der Entwicklung der Ereignisse vorgreifen!

An einem wunderschönen Frühlingstage war's gewesen, als man den eben angestellten Landarzt eiligst nach Schloss Zellnitz berief, da dessen Besitzer einen

Schlaganfall erlitten. Zum Glück lief alles gut ab. Von da an genoss der „Lebensretter“ jedes Vorrecht, das dankbare Bewunderung so leicht einräumt und bald war er der ganzen Familie unentbehrlich. Dem alten Herrn bot er Gelegenheit, seine Meisterschaft im Schachspiel nach langer Zeit nun endlich wieder gegen einen tüchtigen Partner zu bewähren. Der gutherzigen, aber recht beschränkten Baronin wusste er ihre leider immer etwas unpraktischen Ideen zum besten ihrer Untergebenen so geschickt zu verwirklichen, dass sie selbst alle Mal freudigst überrascht ward, ja aus dem dankbaren Staunen garnicht herauskam. Baroness Renata aber hatte sein grosses musikalisches Talent mit unverholnem Wohlgefallen entdeckt und sah es gar gern, wenn er sie zum Gesange auf seiner Geige begleitete. Freilich: es wurde Dr. Huber nicht recht klar, wer, oder was dabei in ihren schönen Augen eigentlich „die erste Violine spielte“ — er selbst, oder sein meisterlich beherrschtes Instrument. Aus dieser reizvollen jungen Aristokratin konnte man überhaupt nicht so leicht klug werden. Sie war eben — so erklärte sich's Josef Huber — „eine Gewitternatur“, bei der es, in jähem Wechsel, bald tiefes Dunkel, bald blendende Helle gab . . . Wie seltsam, wie rätselhaft erschien ihm ihr Wesen, wenn er sie zuweilen in überschäumender Heiterkeit im Gespräch mit ihrem auf Besuch anwesenden Vetter, dem Husaren-Leutnant Graf Hugo Lyck, beobachtete. Man hätte oft schwören können, sie sei ebenso verliebt in diesen Fant, wie er in sie. Dann wieder schien ihr eine wahre Abneigung gegen jenen aus den Augen zu lesen. Sie mied plötzlich seine Nähe, sie liess seine Worte, die doch stets nur an sie gerichtet, in den Wind geredet sein. Bei solcher Gelegenheit empfand der Doktor jedesmal

eine unverkennbare Schadenfreude. Schalt er sich dann gleich wegen solch' unedler Regung, so rechtfertigte sein Herz sich klüglich mit der Ausrede, es sei ja nur ihr Wohl, was ihn bewegte . . . Und war's denn nicht wirklich ein Glück, wenn das arme, unerfahrene Ding sich rechtzeitig von einem Manne abwandte, dem, wie diesem da, der Ruf eines gewissenlosen Wüstlings anhaftete ?

Welches Wonnegefühl also schwellte des stillen Beobachters Brust, als er erfuhr, Graf Lyck sei unvorbereitet rasch abgereist. Unbezahlter Spielschulden wegen hatte er den Abschied nehmen müssen und zog nun, wie schon so mancher seiner Art, „über den grossen Teich“. Was kümmerte es Huber, ob der Nichtsnutz dort zu Grunde ging, ob er als Kellner oder Dienstmann sein Leben weiter fristete . . . Gott sei Dank, dass dieser Störenfried fort war!

Gleich zeigte auch Renata all die nächsten Wochen über ein anderes Gesicht. Wohl brauchte sie nun schon mehr den Arzt, als dessen Geigenspiel, denn sie war sehr nervös, aber von Tag zu Tag kam sie diesem freundlicher entgegen. Es schien, als suche sie einen Halt in seinem gefestigten Charakter. Als lerne sie nun, im Vergleich mit der Windbeutelei des andern, seine Gediegenheit mehr und mehr schätzen.

Eines abends traf er die Baroness ganz überraschend am Sterbebett einer seiner bäuerlichen Patientinnen. So lieb und weich hatte sie sich nie noch gezeigt. Ja, er hätte nie geglaubt, dass sie längst so vertraut mit dieser armen Frau war, wie sich's hier erwies. Denn wahrhaft verklärt sah die Kranke auf das frische, lebensprühende Gesicht der jungen Herrin, deren Hand sie mit der flehenden Bitte ergriff: „Ach, sagen Sie noch

einmal den tröstlichen Bibelspruch!“ und als sei sie des Doktors garnicht ansichtig, beugte sich Renata zur Kranken hernieder und flüsterte bewegt: „Also hat Gott die Welt geliebt, dass Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf dass alle, die an Ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“

Danach blieb alles still. Bald hatten zwei müde Augen sich für immer geschlossen. Die Sterbensmatte war selig in Schlummer gewiegt . . .

Der Tod ist ein gar gewaltiger Gleichmacher. Sein Knochenfinger stösst unversehens all die Rangstufen menschlicher Eitelkeit um, auf denen ein Narr immer höher hinauswill, als der andere — -- —

Auch an diesem Sterbebett hatten die Zuschauer wohl etwas gelernt. Als Dr. Huber sich zum Aufbruche anschickte und die Erlaubnis erhielt, Renata ein Stück Weges heimzuleiten, da stand plötzlich sein Entschluss fest. Der Bauerssohn fand wirklich den Mut, um das hochgeborene Freifräulein von Eylbach zu werben. Es geschah alles wie im Traum — —

Und sie ward sein!

Was also gab es nun mehr zu zweifeln? Er war glücklich. Das genügte! Die Hochzeit fand so bald statt, dass er, ohne lange im Fegefeuer der Brautschaft zu schmachten, gleich ins Paradies der Ehe einging.

— — — — —

Nun war alles das schon lange, lange her. — Er hatte auch fernerhin Glück gehabt. Aus dem schlecht-besoldeten, obskuren Landarzt war bereits in einer grossen Provinzialhauptstadt ein bestbekanntester Spezialist geworden. Als Kinderarzt erfreute sich Dr. Huber ausgezeichneten Rufes.

Dass er grade diesen Zweig der Wissenschaft erwählt, kam daher, dass das Kind, welches seinen Ehebund überraschend bald besiegelt, leider nur allzu zarter, schwächerer Natur war. Es schien tatsächlich, als habe der arme kleine Bursch sich mit dem Auf-die-Weltkommen denn doch etwas übereilt. Am letzten September erst hatte die Hochzeit der Eltern stattgefunden, und am darauffolgenden 10. Mai schon lag dieser Sprössling in der Wiege: ein trauriges Rätsel der Natur, kaum lebensfähig . . . Nur unausgesetzte, sorgfältigste Pflege, nur eine wahre Verschwendung an Heilmitteln, die erfinderische, väterliche Liebe immer wieder ersann, erhielten das sieche Kind wie durch ein Wunder, am Leben.

Von da an galt alles Sinnen und Trachten Dr. Hubers diesem Ringen mit dem Schicksal. Ein schier aussichtsloser Kampf schien es. Das Kind blieb elend. Sein ganzer Bau war zu schwach, Widerstandskraft und Assimilationsfähigkeit auf ein Minimum beschränkt. Allein er schwor sich's: sein Bub musste, sollte leben! Dass er selbst ob solchem Studium zum berühmten Spezialisten ward, fiel ihm wohl anfangs kaum ein. Dann sah er aber doch mehr und mehr seine Praxis wachsen, sein Jahreseinkommen vermehrt.

Und das tat auch not! Denn obgleich Dr. Hubers eigene Lebensgewohnheiten noch heute ebenso bescheiden geblieben waren, wie ehemals, so bedurfte er doch, allein schon für das kranke Kind, ansehnlicher Summen. Und Renata, die trotz ihrer Vermögenslosigkeit immerhin vornehmen Luxusansprüchen huldigte, forderte ebenfalls ihr Teil, das nicht gering war. Ja, mitunter stieg sogar in des Doktors Brust bang und quälend die Frage auf: werde ich je über das Nötige verfügen, um den

kläglichen, herzerreissenden Zustand des Kleinen durch eine klimatische Radikalkur zu heilen?“

Renata war sein treuer Kamerad in allem. Dadurch, dass erst er ihr so recht den Blick für den grossen sozialen Jammer erschlossen, sie nicht mehr mit vornehmem Mitleid, sondern voll Hochachtung, ja oft voll Beschämung zum Duldermut der Armen aufsehen gelehrt, hatte der bürgerliche Gatte sein adliges Weib ja eigentlich erst recht geadelt. Und sie begriff dies, sie verstand ihm's zu danken Allein von den Sorgen um's Geld sprach er niemals zu ihr. Darin wollte er sie nicht ins Alltägliche, ins Gemeine herabziehn. Sie durfte nicht fühlen, dass sie in eine engere Welt, als es die ihre gewesen, herabgestiegen sei. Nein — genug, wenn sie das Leid um ihr Kind mit ihm trug.

Eines abends kehrte Dr. Huber in fieberhafter Erregung heim. Rasch zog er sich in sein Arbeitskabinet zurück. Renata durfte ihn so nicht erblicken! Denn was sollte er sagen, wenn sie um den Grund seines veränderten Aussehens frug? Konnte er ihr den wahnwitzigen Einfall gestehen, der ihn heute mit unwiderstehlicher Versuchung überkam, als er seinen längst schon schwerleidenden Gönner, den Millionär Gibau, so völlig erschöpft fand, dass sich an dieser jähen, rapiden Abnahme der Körperkraft die nah bevorstehende Auflösung leicht erraten liess . . . Warum aber auch hatte er auf dem vorhergehenden Krankenbesuch just einen anderen Pflegling wiedersehen müssen, einen Knaben, dem er einen längeren Aufenthalt im Süden verschrieben und den man ihm nun, als gänzlich genesen, zurückgebracht? Litt dieses Kind nicht noch vor Jahresfrist an demselben tückischen Leiden, wie sein eigenes: an der englischen Krankheit, die jegliche Entwicklung

des Körpers und Geistes verhindert, ihre Opfer verkrüppelt, sie zu lebenslänglicher Qual verdammt? Heute aber stand das Bürschlein vor ihm, tüchtig gewachsen, mit raschen, elastischen Bewegungen, blühend und lachend — ganz geeignet den Lebenskampf aussichtsvoll einzugeh'n . . . Sein Kleiner dagegen? . . . O, wie weh tat der Vergleich? Soll denn der immer nur vegetieren, immer nur durch die elende „lateinische Küche“ hingehalten sein? Bitterer Groll schwellte das Vaterherz. Warum reichte sein Einkommen niemals so weit, um seinem eigenen Fleisch und Blut das zu verschaffen, was ein Rat seines Mundes dem Kinde fremder Leute beschert?!

Und abermals schleicht die Verlockung an den Gequälten heran; wieder und wieder zischelt sie ihm den schändlich-schlaun Plan vor. Wenn er einen Wechsel auf den Namen des sterbenden Gönners fälschte, wenn er sich das Geld auf Gibaus Bankhaus ausfolgen liess — erhalten würde er's, war doch die Freundschaft zwischen dem Millionär und seinem Hausarzt allbekannt — welche Schuld nähme er denn eigentlich damit auf sich? Sein Kind könnte genesen, ein Mensch gerettet sein! Den fernen Erben des kinderlosen Alten aber bliebe ohnedies genug. Übergenug sogar, da sie selbst reich sind. Der Vater jenes geheilten Kindes z. B., das war ja der Neffe und Haupterbe Gibau's. Nun, dem hatte Dr. Huber doch wohl, schon durch seinen guten ärztlichen Rat, im vorhinein die allerreichste Entschädigung geboten . . . Was also zaudert er noch? Rasch ans Werk? Sein Martyrium als Vater sühnt das Verbrechen!

Kalte Schweißstropfen standen ihm auf der Stirn, indes er am Schreibtische Platz nahm, um der unwiderstehlichen Eingebung zu folgen.

Welch' mühsame, welch' grauenhafte Arbeit! Mal auf Mal sinken ihm die Hände kraftlos in den Schoss . . . Endlich ist es geschehen, ja so gelungen, als führte der Teufel selbst ihm die Hand.

Ein — Wechselfälscher erhebt sich, ein gebrochener Mann schämt sich, Weib und Kind den Gutenachtkuss zu bieten. Als er gegen Morgen heimkehrt, schützt er „einen sehr schweren Fall“ vor.

Des andern vormittags hat der Arzt sich versichert, dass der Todeskampf Gibau's in wenigen Stunden eintreten muss. Da verlässt er den Patienten mit der Weisung an die zwei anwesenden Kollegen, dass er gleich wieder da sein wird. Nur eine unaufschiebbare Visite erheische noch sein Fortgehen.

Auf der Bank hat sich alles glatt abgespielt. Der meisterlich gefälschte Wechsel auf den Namen Gibau ward, wie vorausgesehen, anstandslos honoriert. Den Preis des Betrugers im Portfeuille, kommt Josef Huber noch rechtzeitig ans Sterbelager seines Gönners, um dessen letzten Dankesblick, wie einen vergifteten Pfeil zu empfangen.

* * *

So war er also doch Sieger geblieben im Kampf mit seinem Schicksal! Ein zweijähriger Aufenthalt im Süden hatte dem Kinde nicht nur das Leben, nein auch Wohlsein und Frohsinn, ja die feste Aussicht auf eine schöne Entwicklung gesichert. Der kleine Felix erblühte täglich herrlicher. An der „Côte d'azur“ konnte man keinen reizenderen Knaben sehen.

Ganz Nizza war in den süßen Schelm vernarrt, der, trotz des plebejischen Familiennamens aussah, wie ein Vollblut-Aristokrat. Zu den Riviera-Gästen zählenden

Mitgliedern des österreichischen High-life fiel sofort die unverkennbare Ähnlichkeit mit den gräflich Lyck'schen Gesichtszügen auf. Ach ja, Frau Dr. Huber hat doch auch mütterlicherseits Lyck'sches Blut. Da schien es erklärlich, woher das Kind, das weder nach Vater noch Mutter geartet, so dem „gewissen Lyck“ glich, der, leider wenig ruhmreichen Andenkens, in Amerika verschollen blieb. Sie kannten alle diese böse Geschichte. Aber doch nicht so recht bis zum Schlusspunkt. Bei solchen Existenzen bleibt eben immer ein Restlein im Dunkeln . . .

Übrigens, was weiss man schliesslich denn auch ganz genaues selbst über die scheinbar Ehrenwertesten? Wer hätte Dr. Huber's Verschulden nur geahnt!

„L'homme au masque de fer“ nannte man ihn, seines steinernen Gesichtsausdruckes wegen. Denn niemals sah man ihn heiter, niemals ganz ruhig. Und doch musste er in gewissem Sinne zufrieden sein: war sein Ziel doch erreicht, das Kind gerettet! Ja, was wog dagegen selbst die Schwere seiner Schuld? Der Zweck — noch dazu der so glänzend, fast über Erwarten erfüllte — musste schliesslich auch dieses verwerfliche Mittel heiligen. Anscheinend wenigstens blieb er doch auch von jeglicher Strafe verschont . . .

Da erkrankte plötzlich sein geliebtes junges Weib. Ein hitziges Nervenfieber verzehrte ihre Kraft. Ratlos stand der Arzt da, mit all seiner Kunst. Wie schrecklich waren die wilden Fieberphantasien! Der unglückliche Gatte hätte sich am liebsten beide Ohren zugehalten! Aber wieder und wieder musste er das anhören. Und auf einmal wurden die irren Reden besonders erschütternd. Beendend vor Erregung nämlich klagte die Kranke sich

an, ihren Lebensgefährten seit ihrer Verlobung hintergangen zu haben, indem sie ihm ein schweres Geheimnis verschwieg.

Dr. Huber hat natürlich für all das nur ein überlegen-mitleidiges Lächeln: „Armes Lieb, welch' qualvolle Halluzination!“

Nun aber horcht er doch schon nachdenklicher auf jedes Wort, das ihm wie mit Messerschärfe in die Seele schneidet.

„Hugo! Hugo!“ hört er seine Frau aufschreien, „warum tatest du mir das! Die Laune eines Augenblicks, nichts mehr ist's gewesen, was mich die Ehre gekostet, was wohl gar unserem Kinde . . . zum Verhängnis werden soll . . . Denn Josef — o, er ist gut, er ist edel — aber wenn er's erfährt, dass . . . nicht er . . . nicht er . . . der Vater unseres Felix — — —“

„Halt ein! Halt ein!“ stöhnt der Verzweifelte, dem diese unfreiwillige Beichte gegolten. „Schweig“, oder ich töte dich, mich und das Kind!“

Krampfhaft hat er die heissen, zitternden Hände der Kranken gepackt, er weiss selbst nicht was er tut, — er rast . . .

Da hält sie, wie von Grauen erfasst in ihren schrecklichen Offenbarungen ein. Sie sieht das wutverzerrte Männerantlitz, das sich zu ihr herabbeugt — — — Ein gellender Schmerzenschrei, bewusstlos sinkt Renata in die Kissen.

Als sie nach Stunden wieder erwacht, liegt eine wunderbare Ruhe auf ihren Zügen. Hoheitsvoll, erdrückt, blickt sie ihren Gatten an.

Der sitzt zusammengekauert am Fussende des Bettes, beide Hände vor die Augen gepresst und — schluchzt wie ein Kind.

„Josef!“ Erst dieser zärtlich-bittende Zuruf ihrer matten Stimme lässt ihn aufschauen. Ein Hoffnungsstrahl beginnt ihm zu leuchten —: vielleicht dass es sich doch nur um krankhafte Traumbilder gehandelt . . . Eilig ergreift er die dargebotene Hand. Nach einer Weile peinlichen Schweigens richtet sich die Leidende empor, umschlingt seinen Hals und so, ganz dicht an seinem Ohr, wiederholte sie jetzt, bei klarem Bewusstsein, die ganze niederschmetternde Wahrheit aus der Vergangenheit.

Er ist so schreckensstarr, dass er gar nichts zu entgegnen vermag. Da fragt sie zum Schluss — fast geisterhaft schon klingt dieser ängstliche Flüsterton —: „Kannst du verzeih'n?“

Schon hatte der Tod ihr Antlitz gezeichnet. Wer wäre grausam genug, einer Sterbenden ihre letzte Bitte zu versagen? Völlig gebrochen sank er in die Knie und stammelte: „Ein Sünder kann wohl dem andern nur vergeben. Denn auch ich . . . auch ich . . .“

Sie jedoch schien nicht mehr recht zu verstehen. Sie unterbrach ihn, wies nach der neben ihr liegenden Bibel und bat mit sehnsuchtsvollem Ausdruck: „Lies!“

Das alte Buch schlug sich, wie an vielgelesener Stelle, von selbst auf. Ein feiner Bleifederstrich wies auf den Lieblingspruch. Und in vollstem Selbstvergessen, als sei gar nichts geschehen, las Josef Huber, wie im Banne alter, seliger Erinnerung, die Worte: „Also hat Gott die Welt so geliebt, dass Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf dass alle, die an Ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben“.

Das war — Absolution.

„Amen!“ sprach die Kranke.

Dieses nur mehr schwach gehauchte „Amen“, sollte ihr letztes Wort sein. Sie verfiel abermals in

Bewusstlosigkeit. Und über Nacht machte ein Herzschlag ihrem Leben ein Ende.

Was in Dr. Huber seither vorging, wusste niemand. Mit wem sollte der Beklagenswerte sich auch aussprechen? Vielleicht wusste er nicht einmal selbst, was die schicksalsschwere Stunde in ihm geboren — — —

Der erste Gedanke nach dem Tode seiner Frau war die Furcht, das Kind könne ihm von nun an zum Stein des Anstosses werden. Was ging ihn denn auch eigentlich der Bastard mehr an? Der Nachkomme eines ehrlosen Wüstlings, der sich nie um die Folgen seines Leichtsinns gekümmert . . . Hassenswert, ja hassenswert fürwahr ist ein solch' elendes Geschöpf!

Und für den Gegenstand seines schmerzlichsten Betruges: für dies untergeschobene Kind ist er selbst zum Betrüger geworden! O, schauervolle Ironie des Schicksals! Was bleibt da zu tun? Er vergiftet sich und Felix zugleich. Damit ist alle Schmach mit einemal ausgelöscht, gesühnt . . .

Oder doch nicht? . . .

Aus diesem Brüten reisst Dr. Huber jetzt Felix' helles Stimmlein. Als der müde Grübler seiner garnicht achtet, da tritt das Kind dicht an ihn heran und schaut ihm vorwurfsvoll-bittend in die Augen: „Papa, wenn ich schlimm war, wenn du mir böse bist — bitte verzeih!“

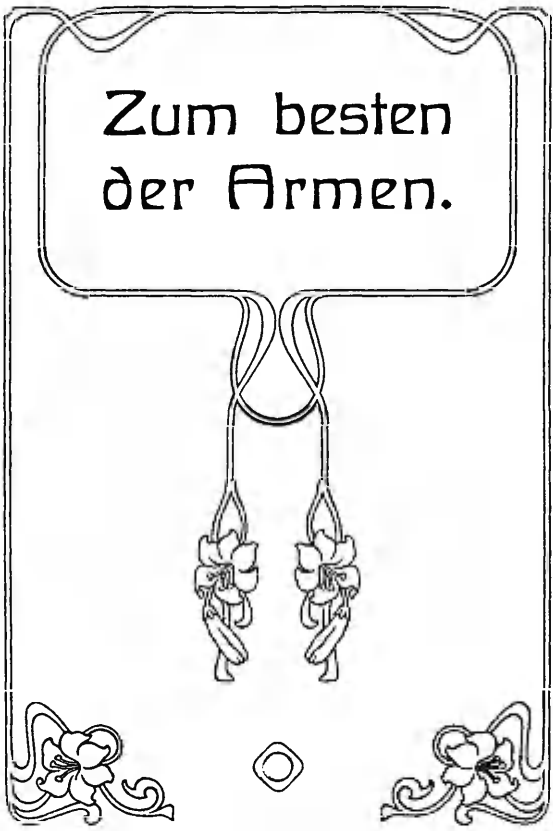
Wie solche kindliche Sprache das Herz trifft! Und sind das nicht auch die schönen, seelenvollen Augen, die der Kleine von seiner Mutter geerbt? . . . Josef Huber blickt stumm hinein, in dieses leuchtende Blau. Da sieht er plötzlich alles, alles — in anderem Licht.

Jawohl: was hat dieses schöne, unschuldige Kind verbrochen? Wofür sollte es sterben? Was weiss er, der Schuldige, von der hehren Mission, die dieses kleinen

Weltbürgers vielleicht noch harrt? . . . O, jetzt lernt er's verstehen, was seine Sühne sein soll. Zu allererst gilt es, seine Tat beichten. Mag dann der geschädigte Erbe mit dem Wechselfälscher machen, was er will. Mag er ihn den Gesetzen übergeben, mag die Gerechtigkeit ihren Lauf nehmen — — Aber wenn jener Vater erbarmend begreift, was es heisst, ein geliebtes Kind dem Leben erhalten, wenn er am eigenen Glück den Jammer ermisst, welcher Josef Huber zur Verzweiflungstat getrieben — dann, o dann soll ein leuchtender Tag aufgehen, für ihn und — sein Kind. Denn sein ist es ja doch in höherem Sinn. Was dessen wahrer Erzeuger mit Felix ins Leben gerufen, das war ja nur das gemeine Mensch-tier, das rein Stoffliche. Der Geist aber soll über die Materie siegen. Und wenn Josef Huber unter heissen Schmerzen dem armen Kleinen nochmals das Leben schenkt, dann wird er es auch zu etwas ganz neuem, viel höherem gestalten. Aus dem gemeinen Mensch-tier soll der — Edel-mensch werden! Der Edelmensch, der Welt und Leben in anderem Licht ansieht und als Prophet auch andern die Sternenbahn weist!



Zum besten
der Armen.





Zwischen einem Schluck Tee und einem Sandwich sagte die reizende Baronin Glaisberg, Präsidentin zahlreicher Wohltätigkeitsvereine, zu ihrem cavaliere servente: dem schneidigen Rittmeister Graf Tronck:

„Ich habe eben eine grossartige Idee. Wir veranstalten zum besten der Armen einen Wohltätigkeitsbazar. Das ist philanthropisch und nebstbei riesig amüsant! Für uns, die Veranstalter nämlich. Meinen sie nicht auch?“

Der gräfliche Rittmeister klemmte sich sein Einglas in's Auge, was ihm einen Anschein sinnenden Nachdenkens lieh und zugleich Zeit gab, eine besonders schön gedrechselte Antwort zu finden.

„Wenn so 'ne Jöttin wie Sie, Baronin, sich der Armen annimmt, so muss das jrossartig sein. Pyramidal jradezu! Möchte nur jehorsamst bitten, auch mich unter die „Armen“ zu zählen, für die dabei jnädigst so'n Happen abfällt.“

Sie drohte ihm schelmisch mit dem Fächer. Aber er wusste, ihre süssen Augen sagen — „Ja“.

O, er kannte sie! Sie war die rechte!

Bald begann denn auch das grosse Lärmschlagen. Das Wohltätigkeitsfest wurde schnellstens in Szene gesetzt.

Baronin Glaisberg, als Vorsteherin des Frauenvereins, war von früh bis spät unterwegs. Und die milden Gaben an Spielzeug und warmen Kleidern strömten nur so herbei. Denn in den aristokratischen Kreisen zeigte sich lebhaftere Sympathie für „dies christliche Werk“. Sie waren doch so fromm, so gut Und die kleine heissblütige Baronin tat's allen zuvor. Überdies bot ihr der Bazar eine sehr willkommene Gelegenheit, mehr als gerade nötig vom Hause abwesend zu sein und sich, bald hier, bald dort, mit dem Rittmeister zu treffen. Der gute Vorwand der Wohltätigkeit lullte ja alle Bedenken des eifersüchtigen Gatten ein. Und Graf Tronck schien jetzt überall unentbehrlich!

Den Gipfel des Vergnügens aber erreichte ihre gemeinsame Schaffenslust erst, als er, am Vorabend des Bazars, im gemieteten Lokal dabei half, die vielen Bonbons, die unter die armen Kindern verteilt werden sollten, in ihre hübschen, lockenden Papierhüllen einzukleiden. Das gab Arbeit für mehrere Stunden, besonders – wenn man sich garnicht beeilte! Zum Lohn genossen dann beide schliesslich eine unerlässliche Stärkung in einem der teuersten Restaurants. Böse Zungen behaupteten sogar später, es sei dabei zu einem süssen Schäferstündchen in dem *chambre séparée* gekommen. Aber das war gewiss nur Verläumdung. Der Neid erfindet dergleichen ja so gern

* * *

Am nämlichen Abend sollte auch ein anderes Herz dem Bazar eine Freude verdanken. Eine frohe Erwartung

wenigstens Und selbst das wog schon viel im hoffnungsarmen Leben der Heimarbeiterin, Frau Pohl.

Mit geröteten Augen sass sie auch eben an ihrer Nähmaschine, an der sie sonst nur um Hungerlohn für die grossen Konfektionsgeschäfte zu arbeiten gewohnt, und nähte eifrig an einem blauen Kleidchen für ihr Kind. Diese Arbeit wurde oft unterbrochen. Denn fortwährend kam die Kleine — ein auffallend hübsches und liebes Ding — herzugesprungen, zupfte ungeduldig die Mutter am Arm und rief übergücklich:

„O Mama, süsse, goldene Mama, lass' doch sehen, was Du für Dein Lottchen machst. Wird's bald fertig? Sag'!“

Und über das von Not und Krankheit abgezehrte Gesicht der jungen Frau huscht es jedesmal wie ein Strahl von Glück. Ja, ja: es sollte schön werden, das mühsamst zusammengestückelte Kleid. Und ihr Kind, das liebliche Lottchen, das sollte erst recht die Schönste, die Allerschönste in der ganzen Kinderschaar sein!

Husch — da sass ihr die Kleine auch schon richtig auf dem Schoss. Mit der Arbeit würde sie wohl bis zur Nacht warten müssen, bis die schwarzen Schelmenaugen sich im Schlafe geschlossen. Denn jetzt liess das lebhaftige Kind der Mutter keine Ruhe mehr. Immer von neuem wieder musste sie's dem Liebling erzählen, wie herrlich morgen alles sein werde.

Erst zieht sie ihr dann das schöne, blaue Kleid an, dann flink noch das alte Tuchmäntelchen und das verblasste Häublein. Aber das sieht ja kein Mensch — das bleibt beides draussen, in der Garderobe. In den grossen, hellen Saal, wo so viel Kerzen brennen, und so viel frohe Kinder versammelt sind, dahinein kommt Lotti in ihrem Festgewand. Alle werden Augen machen,

wenn sie dies wundervolle, blaue Kleidchen sehen! Ein solches haben gewiss nur Engel im Himmel!

Ja, zu derartigen, gefährlichen Phantasien versteigt sich die überhitzte mütterliche Eitelkeit.

Und dann, wenn mein Lottchen sich sattgesehen hat, an allem was dort geht und steht, leuchtet und lockt, dann kommt — —? „Ja, wer kommt wohl? . . .“

Da fällt die Kleine rasch jubelnd ein: „Ich weiss, ich weiss schon! Der Weihnachtsmann! Und der bringt allen guten Kindern Geschenke . . . Nicht wahr, ich bin doch artig gewesen? Mir bringt er doch was? Sag', Mutter, sag'?“

Die arme Mutter nickt nur still vergnügt. Viel sprechen kann sie nicht mehr. Das allzulebhafte Erzählen griff sie schon sehr an. Denn sie ist schwach. Und seit Monaten hat sie einen Husten, der allen Gegenmitteln — und wieviele gibt es denn auch im Bereiche ihrer Möglichkeit? — spottet. Vor Schmerzen und Qual kann sie kaum mehr schlafen. Und die brennend roten Flecken auf ihren eingesunkenen Wangen deuten auf den ganzen Ernst der Lebensgefahr.

Dennoch war all das Leid, all das bittere Elend vergessen, als heute eine mitleidige Kundin Frau Pohl mit dem Gelde für zwei Eintrittskarten zum Bazar beschenkt hatte. Welches Glück, endlich einmal dem Kinde eine Freude zu bereiten! Und die Totgeweihte arbeitet mit dem Aufgebot aller ihrer Kraft, um noch diese Überstunden aus der harten Arbeitszeit herauszupressen . . .

* * *

Welch' feenhaftes Bild! Der grosse Theatersaal erstrahlt im Lichtglanz sämtlicher Beleuchtungskörper.

An und um die Verkaufstische regt sich alles, was schöne Gesichter, kostbare Toiletten und klingende Namen hat. Ja, die haute volée ist vollzählig erschienen. Und die unwiderstehlichsten Salon-Löwen, in Uniform und Zivil — zum Besuche des Bazar's gepresst — machen den Damen verzweifelt den Hof, oder verbergen ein Gähnen mit Anstand unter dem Opernglas.

Staunend sieht das arme Volk, das sich nur mühsamst Bahn bricht, zu solch' „höheren Regionen“ auf. Und die armen Leute können sich nicht satt sehen an all dem Reichtum. Sie haben ja auch nichts zu verlieren, diese Kindergesegneten, die doch wohl hauptsächlich in der Absicht hergekommen, den Kleinen eine Freude zu machen. Gewiss möchten sie für ihre Lieblinge von den schönen Spielsachen kaufen, die — von den Damen des Komitees geschenkt — nun zu halben Preisen hier feilgeboten werden. Allein die Armen kommen da garnicht hinzu. Sie gelangen nicht an die Verkaufstische, wo all die schimmernde Pracht so verlockend aufgestapelt. Nein! für das Volk ist das diesmal — nichts. Denn edle Damen, Offiziers- und Beamtenfrauen, in wallenden Federhüten, in Sammt und Seide, vor denen alles devot Platz macht — solche umlagern das wohlfeile Spielzeug! Die kaufen davon! Und zwar so rasch, so energisch, dass den Armen natürlich nur das Nachsehen bleibt. Sie haben also alle Zeit zum Umherschauen . . .

In der dichten Menge, die mit enttäuschter Miene dasteht, befindet sich auch Frau Pohl. Ihr Lottchen ist in der Tat das schönste unter den vielen Kindern. Aber sie selbst sieht elend zum erschrecken aus. Kränker denn je . . . Natürlich, die durchwachte Nacht, dann der weite Weg hierher und nun diese beklemmende Schwüle. Ach, sie fühlt sich so schwach! Jeden Augenblick ist

sie einer Ohnmacht nahe. Und in der Brust steigt's ihr auf, so quellend, so erstickend

Da läuft ein freudiges Murmeln durch die Menge:

„Der Weihnachtsmann kommt! Kinder voran!“

Das aber ist leichter gesagt, als getan. Die Grossen drängen vor. Wie überall, wo es etwas zu erreichen gibt, sehen sich die Kleinen, die Schwachen zurückgestossen, mitleidslos aus dem Wege geschafft. Und hier wie zumeist, siegt — die rohe Kraft.

Sobald der Weihnachtsmann erscheint, steht ihm in erster Linie eine Schaar grosser, frecher Strassenjungen gegenüber. Sie halten Hände und Hüte weit vorgestreckt und natürlich werden sie auch zuerst bedacht. Sich zu den Kleinen und Schwachen hinabzubeugen, fällt dem Weihnachtsmanne, wie den meisten Grossen, zu schwer.

„Mama, Mama, lass mich zum Weihnachtsmann! Er kommt. Er kommt näher!“ kreischt Lottchen erregt. Mit strahlenden Augen schaut sie zu ihm hin. „Sieh' doch, Mütterchen, wie schön er ist! Und einen grossen Sack voll Geschenken bringt er mit. Lass mich weiter vor!“

Da macht die arme, schwache Mutter eine rasche Bewegung, eine rasende Anstrengung: sie durchbricht die Menschenschaar, sie hebt ihren Liebling hoch empor. Ja, gewiss: wer dieses süsse Engelsköpfchen sieht, der muss sie mit den herrlichsten Gaben überschütten.

In der Loge der Präsidentin hat eben die Heiterkeit ihren Höhepunkt erreicht. Durch die Lorgnette beobachtet Baronin Glaisberg das fesselnde Bild. Nun lacht ihr Getreuer, Graf Tronck, plötzlich auf. Er findet es so „urkomisch“, dass eine voreilige Mutter, — einer Spende für ihr Kind ganz gewiss — gewaltsam

vordrang, und der bereits allzu sehr geplünderte Weihnachtsmann grade vor ihr Kehrt gemacht hat. Schon schwebte Tronck ein mühsamst ersonnenes Witzwort auf den Lippen . . . Das aber erstirbt jäh. — — — Ein so furchtbar gellender Schrei durchzittert den Saal. Dann macht sich das laute Weinen eines Kindes vernehmbar.

„Was war das?“ fragt die nervöse Baronin erschauernd.

Sämtliche hohe Herrschaften stellen ihren Flirt ein. Alles beugt sich spähend, suchend über die Logenbrüstung. Endlich, nach aufregendster Spannung, vernimmt man die beschwichtigenden Worte:

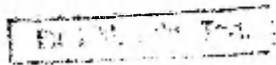
„Nichts! Nichts! Nur jene Zudringliche, die ihr Kind vorschieben wollte, ist gestürzt. Gesah ihr ja im Grunde ganz recht! Wirklich gar nichts von Bedeutung.“

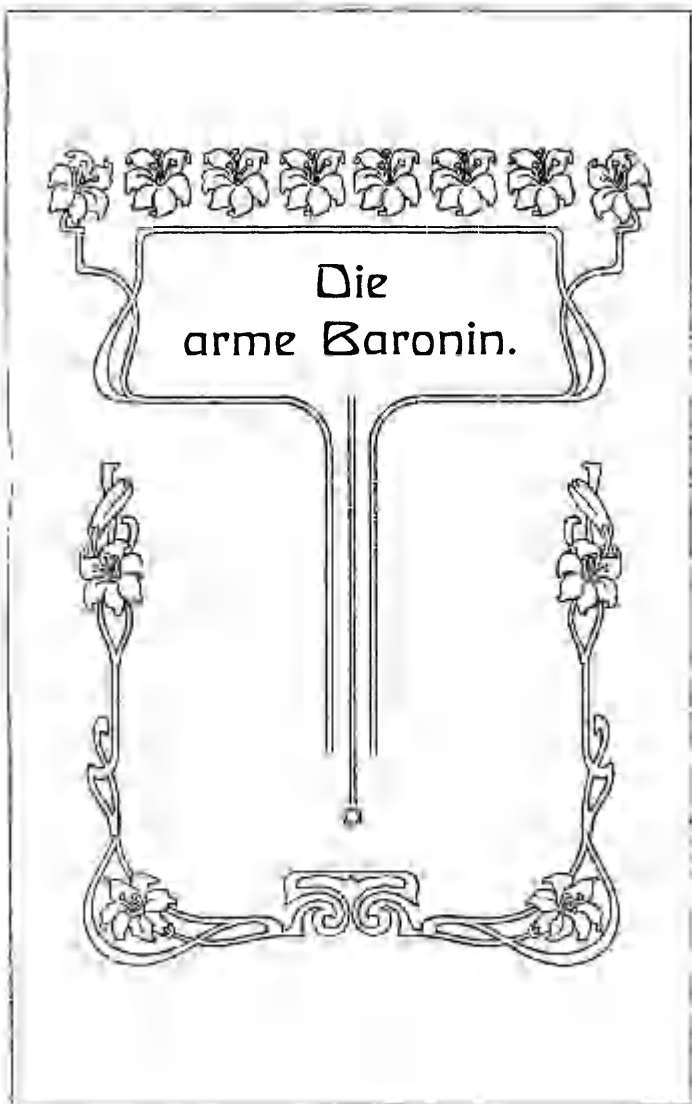
In Wahrheit verhielt sich's leider anders. Da unten rang eine Arme mit dem Tode: Frau Pohl, die einen Blutsturz erlitten. Und ehe die Nacht kam, sollte ihr Lieblich verwaist sein.

Aber was ging das auch schliesslich die oberen Zehntausend an?!

Baronin Glaisberg und ihresgleichen setzten den nur zu lange unterbrochenen Flirt fort. Man lachte und flüsterte sich süsse Geheimnisse ins Ohr — es war, als wäre nichts Störendes vorgefallen. Es schien ein äusserst gelungenes Wohltätigkeitsfest. Auch sprach man hernach noch, wie üblich, von einem „erstaunlichen Kassenerfolg.“

Ob sich das wirklich so verhielt? Das hohe Komitee nahm es wohl mit der Buchführung, die keine der Damen je erlernt, nie sehr genau. Ihnen allen galt die Wohltätigkeit doch nur als Sport. Und das stand hier fest: die Vornehmen, die Reichen, die hatten sich unterhalten — zum besten der Armen! □□□□□□





Die
arme Baronin.



Alles an ihr war tadellos gradlinig. Von der stolzen Reihe ihrer zweiunddreissig Ahnen bis zu ihren eigenen vornehmen Gesichtszügen, den „Taylor-made“ Kostümen, die sie trug, bis zu der gediegenen Einrichtung ihrer prächtigen Wohnung, ja bis hinein in ihren Gedankengang — : alles, alles, gradlinig tadellos.

Und darum eben — langweilig, zum Davonlaufen!

Das fanden sogar ihre Diensthofen, die es trotz guter Kost und hohem Lohn bei Frau von Donyrn nie lange aushielten. Sie behaupteten, man würde krank bei der korrekten Gleichgültigkeit, mit der diese Herrin ihre Untergebenen behandelte. Nichts als ein knappes „Guten Morgen“, oder „Gute Nacht“, ein kurz bemessener Befehl — nie ein freundliches, oder ermunterndes Wort. Fast wäre den Leuten schon ein Zornesausbruch lieber gewesen! Im stillen hielt man sie für „nicht ganz richtig“. Und mitleidig-spöttelnd nannten sie sie „die arme Baronin“, eine Bezeichnung, die der reichen Frau nun schon im ganzen Hause beigelegt ward.

In gewissem Sinne hatten die Spassvögel recht. Sie war arm, denn es gebrach ihr an etwas. Es fehlte

ihr äusserlich, wie innerlich, die Bogenlinie der Grazie, die kühngeschwungene Spirale der Phantasie, die dem Menschen erst wahre Anmut und Elastizität verleiht.

Vielleicht empfand sie dies selbst schmerzlich. Jedenfalls zog sie sich mehr und mehr von jedem Umgang zurück. Wie eine Einsiedlerin lebte diese doch immerhin noch nicht so Bejahrte. Und merkwürdigerweise war es grade Wien, das liebe, lustige, leichtherzige, lockende Wien, das sie zum Wohnort erwählt und wo sie auffiel, als etwas nicht Dahingehöriges! Schlummerte wohl gar in ihrer Brust eine geheime Vorliebe für das, was in grellestem Kontrast zu ihrem eigenen Wesen stand?

Eines Tages überraschte sie den Hausmeister, indem sie ihn frug, wer wohl der fremde Herr sei, der gestern hier im Erdgeschoss einzog. Es war auffallend, dass sie dabei nicht mit dem gewohnten Gleichmut, in dem apathischen Ton sprach, sondern beinah lebhaft, fast sogar freundlich.

„Der Herr hat sich als ‚Pio Valdirose, Schriftsteller, gebürtig aus Trient‘ in den Meldezettel eingetragen“, lautete die Antwort.

„Danke! 's ist ja schliesslich egal, aber man möchte doch wissen, mit wem man lebt. Wollte sagen: zusammen wohnt!“ verbesserte sich schnell die arme Baronin, denn ihr lapsus linguae machte sie erröten. Noch immer glutrot im Gesicht, schritt sie dann eilig hinaus.

„Wie ein Schulmädchel!“ meinte der Hausmeister.

„Ja, Frau von Dony'n schien völlig verändert. . . . Tags darauf hörte man sie sogar — schelten. Pepi, die fesche Küchenfee nämlich, bekam einen gründlichen Putzer, weil ihre Herrin sie auf der Stiege laut sprechen

und lachen gehört, ja hinausschauend, gewahr wurde, dass ‚der fremde Herr‘ recht nah neben dem kecken Ding stand. Mamsell Pepi, so ein richtiger Wiener „Schnabel“, antwortete, es sei einfach ihre Pflicht gewesen, dem Fremden beizuspringen, da er auf der Treppe ausglitt. Wenn die Gnädige nicht wisse, dass das nur christlich von ihr war, so sei es zu bedauern . . . Und, nach einer Weile vom Markte heimkommend, kündigte sie der armen Baronin kaltlächelnd an, der neue Mieter werde auf ihre Bitte sofort heraufeilen, um ihre Angaben über die gestrige Begegnung zu bestätigen.

Wirklich erschien er. Er schleppte den angeblich verstauchten Fuss mitleiderregend nach, zeigte sich unendlich zerknirscht darüber, dass sein Unfall zu Ärger Anlass gegeben, ja er schalt tüchtig über das „naive Mädchel, mit der dummen Sentimentalitätsanwendung“. Den Rest der Besänftigung besorgte Herrn Valdiroses schönes, bestrickendes Äussere. Die arme Baronin war förmlich geblendet. Ein italienischer Typus, von der Art römischer Zäsarenköpfe: feingeschnitten, imponierend sieghaft.

Vielleicht um diesen Anblick länger zu geniessen, lud sie ihren Gast ein, doch noch ein wenig zu plaudern. Sie, die Schweigsame, fand plötzlich die beste Überredungskunst. Er war entzückt. Offenbar ging ihm darob wie von selbst das Herz auf. So wenigstens deutete sie sich's, als er bald ohne Hehl von seinen bitteren Lebenserfahrungen zu erzählen begann. Verhältnismässig früh hatte er es zu der Würde eines Hochschulprofessors in seiner Vaterstadt, Trient, gebracht. Seine Hörer vergötterten ihn. Allein zufolge seines freisinnigen Forschertriebes und seines damit

verbundenen unerschrockenen Meinungsmutes, ward er nach oben hin verdächtigt, ja allmählich unmöglich gemacht . . . Dass er mit einer sang- und klanglosen Verabschiedung davon kam, blieb noch ein Glück. Nichtsdestoweniger war seine ganze Existenz von da an vernichtet. Als es ihm hernach gelang, sich sein Brot als erfolgreicher Publizist zu erwerben, schlichen ihm seine Feinde auch auf diesem neuen Ruhmesfelde nach. Mehr als einmal sah er sich zu schwerer Kerkerhaft verurteilt. Und so sei und bleibe er eben — ein Verfehmtter!

Die ihm lauschende, weltfremde Schwärmerin begeisterte sich mehr und mehr für „den Märtyrer seines Gesinnungseifers“. So tief ergriff sie die Schilderung all der ausgestandenen Qual. Da war es denn nur selbstverständlich, dass sie den unglücklichen Verfolgten bat, von nun an recht oft Trost bei ihr zu suchen, falls ihm dieser Vorschlag nicht wie eine Anmassung ihrerseits erschiene.

Voll überströmender Dankbarkeit frug Valdirose süß, ob sie wohl gar selbst zu „den Ewig-Einsamen“ zähle, da sie soviel Verständnis für das bekundet, woran es ihm so schmerzlich gebrach.

„Jawohl“, gab sie zu, „mir geht's ja wie Ihnen. Ich kann nicht täuschen, kann nicht lügen. Und darum stossen mich die Menschen ab, oder sie geben mir zu verstehen, dass ich sie langweile. Einmal z. B. war ich bei einer Freundin. Am Gang musste ich stehen bleiben, weil mir ein Handschuhknopf aufgegangen. Was glauben Sie, was ich da zu hören bekam? . . . ‚Gott sei Dank, dass sie geht!‘ sagte meine ‚Freundin‘ zu den übrigen Gästen, die mich unter lebhaften Beteuerungen des Bedauerns über mein Fortgehen, bis

in's Vorzimmer geleitet hatten. Nicht wahr — das genügte?“

Signor Valdirose, als Mann von Welt, beeilte sich, zu versichern, dass er nie eine interessantere Dame gekannt, als Frau von Donynd und diese fühlte sich über die Massen geschmeichelt.

— — — — —

Nun kam er oft. Wie schnell dabei die Zeit schwand! Bald war's nun schon ein Jahr, seit sie sich kennen gelernt. Und immer war er gleich liebenswürdig, niemals mangelte es an Gesprächsstoff. Er musste nicht nur ein ungewöhnlich geistreicher, nein, auch ein ungewöhnlich guter Mensch sein. Ungeduldig zeigte er sich nur, wenn „das dumme Mädel“, wie er die Pepi nannte, sich unnötigerweise während seiner Anwesenheit im Zimmer zu schaffen machte. Dann schalt er sie auch wohl „einen Störenfried“ oder „eine taktlose Person“. Man konnte daraus sehen, wie heftig er seiner eigentlichen Natur nach war. Und doch hatte er sich sonst stets so in der Gewalt! Dieses freche Ding aber, das schien denn doch zuviel für sein zartes Empfinden.

Umso erstaunter also war die arme Baronin, als sie — einmal früher, als erwartet, heimkehrend — in der Küche Signor Valdirose an der Seite Signorina Pepi's entdeckte Wahrhaftig, da standen diese beiden in so angelegentlichem Gespräch, dass sie der Eintretenden garnicht gewahr wurden.

„Was soll das heissen!“ herrschte diese sie an. Es tat ihr aber gleich wieder leid. Der gute Pio machte ein so unschuldig liebes Gesicht, dass Frau von Donynd sich ihres gemeinen Misstrauens schämte. Er hatte, so erklärte er schnell, ja nur mit der Köchin

eine kleine Überraschung verabredet, die er „der hochverehrten, teuren Frau Baronin“ zugebracht. Heute früh nämlich erhielt er von seinem Bruder aus Riva einen Fisch, den er wohlzubereitet als Geschenk auf die Tafel liefern wollte, ganz heimlich, ohne dass selbst die gütige Hausfrau es geahnt. Wie schade —: nun ward ihm diese kleine Freude zerstört! So möge der Hausmeister denn den Fisch verspeisen. Er selbst wolle das Unglücksding garnicht mehr sehen!

Die Sache wurde mehr und mehr tragisch Denn nun kam das Schlimmste: Pepi, als gekränkte Unschuld, kündigte den Dienst. Sie ging noch selbigen Abend und liess nie mehr von sich hören.

Lange nachher glaubte die arme Baronin einmal, sie auf der Strasse wiederzuerkennen. Aber diese Person war so wahnwitzig herausstaffiert, die raschelte derart von Spitzen und Seide, dass es unmöglich ihre Ex-Köchin sein konnte! Schliesslich blieb sich das ja auch gleich. Signor Pio Valdirose liess Frau von Donyon jetzt alles vergessen. Sie glaubte ein neues Leben zu leben. Freilich, genau genommen, war's nur ein schemenhaftes Glück, das nichts Greifbares hatte, nur aus Nebeln süsser Illusion gewoben Allein für die arme Baronin war es etwas. Etwas Grosses. Etwas Niedagewesenes!

In einem traurigen Elternhaus von einer lieblosen Stiefmutter und muckerhaften Gouvernanten bei ländlicher Abgeschlossenheit weltfremd erzogen, dann — noch halb Kind — einem Manne vermählt, der nicht sie, sondern nur ihr Vermögen erheiratet, ja der bald darauf wegen galanter Abenteuer im Duell fiel, besass sie keine frohe Jugenderinnerung. Nicht einen einzigen Sonnenstrahl, wenn sie zurückschaute. Niemand

hatte sie je gemocht. Erst dieser Fremdling suchte bei ihr die Feierstunden seiner hochgestimmten Seele. Was Wunder, dass er ihr wie ein Erlöser erschien!

Doch selbst dieses armselige Glück sollte ihr geraubt werden. Pio Valdirose verliess Wien. „Aus zwingenden Gründen“ wie er versicherte.

Wie sie's ertrug — wem hätte die Geprüfte das jemals geschildert!

* * *

Sechs Jahre waren dahingeeilt. Frau von Dony n mochte sie wie in einer Art Betäubung verbracht haben. Da trifft sie unverhofft auf der Ringstrasse — Pio Valdirose! Er sieht gealtert, herabgekommen, krank aus. Seinen Gruss erwidern d, spricht sie ihn an, bittet ihn, sie nach Hause zu begleiten. Dort angelangt, nötigt sie ihn einzutreten. Erst zaudert er scheu doch schliesslich folgt er dankbar der dringenden Aufforderung. Da schmilzt das Eis der Befangenheit — : er klagt ihr sein Leid. Eine schöne, leichtfertige Komtesse hatte ihn vor Jahr und Tag mit ihren sinnlichen Reizen bezaubert. Das war auch der Grund, warum er damals Wien verliess. Er wollte der Verführerin, die er ja nicht wahrhaft liebte, entfliehen. Sie aber zog ihm nach. Sie kannte keine Schmach! Und der Sünde Sold, das unehelich geborene Kind, es sollte nun lebenslang sein Fluch werden. Denn die unselige Mutter hatte das Leben des Kleinen mit dem eigenen bezahlt. So blieb er allein mit dem Säugling zurück. Das arme Ding musste zu wildfremden Leuten in Pflege gegeben werden. Er selbst, immer flüchtig, konnte sich nicht darum kümmern. Anscheinend war sein Kind auch gut versorgt. Nun aber erfuhr er, dass die Pflegeeltern es nicht nur vernachlässigten, sondern

es auch misshandelten, es hungern liessen! Wohin also jetzt mit dem kleinen Märtyrer? ... Wohin? ...

Frau von Donyn lächelte mild. „Lieber Freund, vertrauen Sie ihn mir an!“

Er schien wie aus den Wolken zu fallen. „Wie? Höre ich recht? Sie, Sie, die Keusche, Engelreine, Sie wollten dies arme Geschöpf, dies Kind der Sünde nicht zurückstossen? Sie wären fähig, ihm im Heiligtum Ihres Hauses eine Zuflucht zu gewähren? O edle Seele, Ihr Plan sei gesegnet! Lange nehme ich Ihr Opfer auf keinen Fall an. In den nächsten Tagen schon sollen Sie von der Last befreit sein? Und unter Tränen der Rührung küsste er die gradlinig-tadellosen Hände seiner gütigen Wohltäterin.

Noch am selben Abend ward ihr der kleine Pio zugeführt. Ein Bürschlein zum Entzücken. Die schönen Züge des Vaters mit der Lieblichkeit kindlicher Unschuld gepaart. Der einsamen Frau ging das Herz auf, als er sich ihr um den Hals warf mit der Bitte: „Hab' mich ein bisschen lieb!“

Ob einstudiert oder nicht — es klang bezaubernd. „Aber in wenigen Tagen kommst du wieder zu deinem Papa, vergiss das nicht Bubi!“ sagte Valdirose ernst beim Abschied. Er bedankte sich noch einmal glühend, riss sich dann aber, offenbar mit dem Aufgebot aller Kraft, jählings los und stürzte hinaus.

— — — Die nächsten Tage waren nun längst schon verstrichen — der zärtliche Vater jedoch liess sich nicht blicken.

— — — Der kam nie wieder, der war auf und davon!

Die arme Baronin aber klagte nicht über diesen Betrug. Nur die andern fingen an, allerlei zu munkeln ...

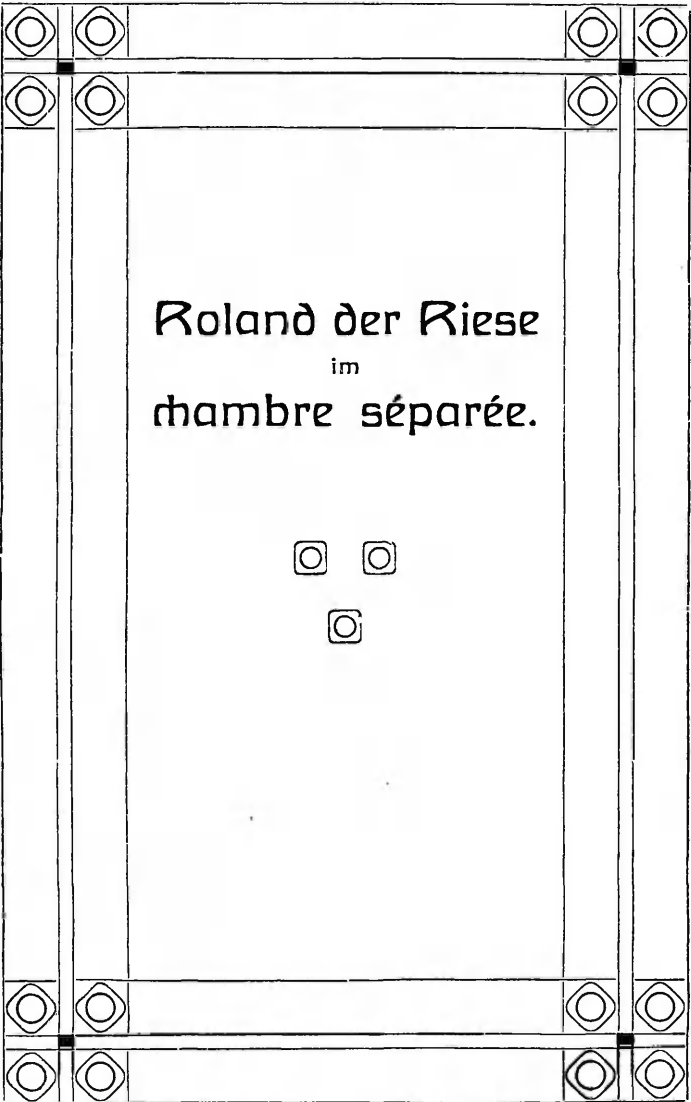
Diese tugendhafte Wittib müsse doch wohl nicht gar so ehrsam gelebt haben, wie man früher annahm. Das Kind, das ein abenteuerlicher Fremder in trüber Dämmerstunde hergebracht, es war gewiss die Frucht sündiger Liebe

So kam sie, die Gradlinig-Tadellose, um ihren Ruf — das einzige ideale Gut, das sie jemals besessen. Und dennoch hätte sie um nichts in der Welt die Sache ungeschehen gemacht, das Kind wieder fortgegeben! Ja, wohl nicht einmal, wenn sie die volle Wahrheit gewusst — nämlich, dass es das Kind ihrer einstigen Köchin war, das sie grosszog. Denn die arme Baronin war schändlich betrogen. Noch viel mehr als sie ahnte.

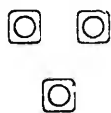
Allein, was lag auch daran? Ihr Leben hatte jetzt doch mit einmal Wert und Zweck. Die weichen Kinderhände formten ihr Wesen um. Dieser Zauber schmolz alle scharfen Kanten und Ecken hinweg. Ja, wenn sie jetzt oftmals, am Boden kauernd, mit ihrem kleinen Liebling wie in Mutterlust tollte, da nahm selbst die stolze, gradlinige Gestalt eine rührende Grazie an. Und wo blieb denn ihre alte Strenge, gegenüber diesem Wildfang, wenn er mit Händen und Füßen auf dem kostbaren Plüschsofa herumstrampelte und auf jedes Verbot nur die kosende Antwort gab. „Ach, lass mich doch etwas glücklich sein!“ Ja, darauf hatte die arme Baronin dann nichts als ein still beseligtes Lächeln

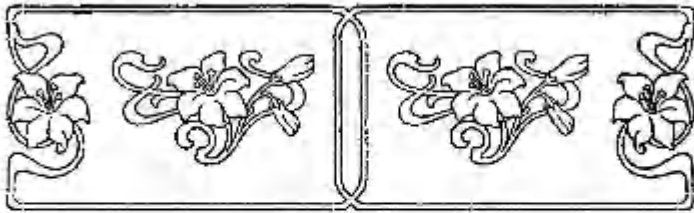
Jetzt — war sie reich!





Roland der Riese
im
chambre séparée.





Faschingsanfang! Und noch dazu der erste Karneval, in dem er mit dem goldenen Porte-Épée glänzen darf. War das eine Lust — — —!

„Roland der Riese“, diesen Scherznamen, den man ihm im Regiment verlieh'n, trug Roland Radostin nicht mit Unrecht. Eine reckenhafte, wenn auch noch sehr jugendlich-schmiegsame Gestalt, die stattliche Muskelkraft und gutes Mark in den Knochen verriet, gab ihm volles Anrecht auf den Ehrentitel. Dazu ein hübsches, frisches, flaumbärtiges Gesicht, von dichtem, plüschartigem Blondhaar umrahmt, gegen das die dunkeln Blitzaugen einen so reizvollen Kontrast bildeten — was Wunder, dass ihm so manches Frauenauge mit unverholener Bewunderung nachsah.

Ein scharfer Wind bläst soeben dem „Riesen“ entgegen. Das lässt seine Augen noch strahlender, das ganze Gesicht noch frischer erscheinen als sonst, wie er jetzt frohen Herzens durch die Strassen der kleinen Garnisonsstadt dahingeht. Ein elendes Nest eigentlich, dieses galizische Standquartier, an der äussersten Grenze menschlicher Zivilisation, doch für einen so feschen Burschen muss sich selbst hier der

Fasching ergötzlich gestalten. Sapperlot! zu lustigen Streichen braucht man kein Paris — die fallen einem überall ein. Wer Geld hat, dem kann's wohl nirgendwo fehlen und wer keins hat — nun, der gibt es noch am leichtherzigsten aus. Denn bekanntlich ist einem um geborgte Moneten nie so zu tun, wie ums Selbst-erworbene.

Roland Radostin aber denkt garnicht an Schulden-machen, obzwar ihm nicht viel Mammon beschert ward. Aber von früh auf, hat er den Wert des Geldes zu schätzen gelernt. Die Radostin waren von sehr altem österreichischem Adel, doch mit der Not der Zeit sahen sie sich gezwungen, auf ihr Standesprivileg zu verzichten, das „Von“ abzulegen. Nur einer schönen Sage gleich, erhielt sich im bürgerlichen Berufsleben der armgeborenen, neuzeitlichen Sprossen des Geschlechts das stolze Bewusstsein der verschollenen Adelsherrlichkeit. Erst Rolands Vater, der als nimmermüder und geschickter Landwirt wieder etwas in die Höhe gekommen, erst dieser unternehmende Guts-pächter hatte daran gedacht, seinen Sohn in eine den ältesten Familientraditionen entsprechende Laufbahn zu weisen, indem er ihn Offizier werden liess. Freilich, dazu bedurfte es so manchen Entsagens, so mancher schwer errungenen Ersparnisse. Allein Elternliebe hatte ihm doch schliesslich den Ruhmespfad geebnet: jetzt trug ihr Einziger das goldene Porte-Épée! Allerdings war er ja noch nicht einmal Leutnant sondern einstweilig nur Fähnrich — doch gleichviel! war er damit nicht schon Anwärter auf den Feld-marschallsstab?!

In diesem erhebenden Bewusstsein spiegelt sich Roland eben in dem Schaufenster der einzigen Buch-

handlung, die diese östliche Kleinstadt aufweist. Liebkosend gleitet seine Hand über die Koppel des klirrenden Schleppsäbels, der für ihn noch immer den besonderen Reiz einer Neuheit besitzt. Und dabei spukt ihm schon wieder der Fasching im Kopf. Faschingsanfang! Donnerwetter, das musste etwas ganz auserlesenes Ungewöhnliches sein, was er da anstellt!!!

Im selben Moment bemerkt er, dass eine etwas auffallend gekleidete Dame neben ihm, vor der Auslage, Posto gefasst hat.

Der starke Patschouli-Parfüm, den sie ausströmt, der ihn wie eine Wolke plötzlich einhüllt, lässt ihn gleich erraten, wen er zur Seite hat. Das ist wieder diese skandalöse Person, die ihm — eindeutig genug! — seit Tagen schon nachläuft! Natürlich kam sie auch jetzt in bestimmter Absicht . . . Wenn sie wenigstens noch jung wäre — jung und hübsch. Aber so Nein, das ist nichts für einen zwanzigjährigen, schönheitsdurstenden Fähnrich! Da weiss sie geschickt seinen Arm, wie aus Versehen, leicht zu berühren und die notgedrungene Entschuldigung gibt ihr Gelegenheit, das Feuer des Angriffs schnell zu eröffnen. Selbstverständlich ist dieses holde Dämchen nicht verlegen. So weist sie nun auf die Titel der ausgestellten Bücher hin und sagt lachend: „Kann mir alles gestohlen werden. Das frisch-frohe Leben, ist mehr wert als tote Buchstabenweisheit. Und zumal heute, wo der Fasching beginnt. Haben Sie darüber wohl auch recht nachgedacht, Herr Leutnant?“

Belustigt über ihre Unverfrorenheit, vielleicht auch etwas geschmeichelt durch die Pseudo-Rangerhöhung, geht Roland auf den tollen Scherzton ein. Nicht lange dauert's, und sie gibt ihm unverblümt zu verstehen, dass

ihr eine Einladung zu einem Souper in dem chambre séparée des einzigen Hôtels sehr erwünscht sei.

Radostin, völlig Herr der Situation, scheint ganz versiert und routiniert in solchen Dingen. Er ist offenbar keineswegs erstaunt, er zuckt mit keiner Wimper, prompt ladet er die Schöne zu heute Abend um 10 Uhr zum Souper.

Sobald sie ihn loslässt, stürmt der Schlingel eiligst in das bezeichnete Hôtel. Er ist dort gut bekannt, da er seine Abendmahlzeit fast täglich im „Adler“ einzunehmen pflegt. Und auch der Oberkellner ist ihm gewogen, vonwegen der verhältnismässig guten Trinkgelder, die Roland der Riese stets gewissenhaft austellt.

So genügt denn auch eben eine kurze eindringliche Aussprache zwischen beiden — man verstand sich! Um zehn Uhr würde das chambre séparée bereit sein, die Tafel gedeckt, alles festlich geschmückt. Es käme heute ohnedies kein Mensch, da das ganze Offizierskorps, vom Leutnant an, zum Kommandanten geladen. Zivilisten aber benützten bekanntlich ein anderes Stammlokal.

Ganz beruhigt und sehr vergnügt ging der flotte Marsjünger davon. Ein Fünf-Kronen-Stück liess er in der Hand des edlen Ganymed.

Ach, wenn nur die Zeit zum Souper rascher verstriche! Er kann's nicht erwarten, dass der Abend hereinbricht — — —.

* * *

Bim . . . Bim . . . Bim . . . dreiviertel zehn Uhr schlägt's vom Rathausturm — — Das grosse Ereignis nimmt bald seinen Anfang.

Das chambre séparée im „Adler“ ist aufs prächtigste geschmückt. Soweit wenigstens die Verhältnisse

dies hier gestatten. Sogar die etwas abgenützte Ottomane erhielt einen mässig frischen Teppichüberwurf. Die Tafel ist fast verschwenderisch gedeckt. Natürlich fehlt auch nicht der silberne Champagnerkübel; er gleisst verheissungsvoll im elektrischen Glühlicht.

Prüfend nimmt Roland der Riese alles in Augenschein. Da wird er durch das Eintreten der geladenen Schönen überrascht. Sie hat's eilig, er braucht nicht zu warten.

Während er ihr galant den Mantel abnimmt und ein paar Komplimente zuflüstert, sieht man auch schon den Oberkellner mit würdiger Miene den Speisezettel überbringen. Der weibliche Gast legt grosses Interesse für dies Schriftstück an den Tag. Sie studiert das Menü und gibt schliesslich eine Probe ihres guten Geschmacks, wie ihrer kulinarischen Bildung, indem sie die allerfeinsten und dementsprechend — teuersten Speisen und Getränke auswählt. Beim Nennen all der erlesenen Leckerbissen, verzieht Roland, der doch die Preise kennen muss, wieder keine Miene. Ja, als der Kellner sich an ihn wendet, mit der Frage, was denn er befehle, da antwortet er, als handle sich's um Altgewohntes, Selbstverständliches:

„Mir das Gleiche“.

Leise schleicht sich der diensttuende Geist hinaus. Offenbar will er den „Liebenden“ noch etwas Zeit zu süssem Kosen gönnen, denn es vergeht eine Weile — er kehrt nicht zurück . . .

Die Schöne lässt all ihre Zauberkünste spielen: sie kokettiert, sie charmiert. Endlich aber ist's ihr denn doch um materiellere Genüsse zu tun. Sie bedeutet ihrem Kavalier, dass man dem Kellner läuten

müsse. Gehorsam dem Befehl, setzt Roland sofort den elektrischen Telegraphen in Schwingung.

Es vergeht aber wieder eine Minute, es vergehen ihrer mehr — kein Mensch kommt! Man nimmt indes die abgebrochene Unterhaltung wieder auf. Allein nichts nützt: das Gespräch beginnt zu ersterben. Der Ärger der „Dame“ macht sich schon in ungeduldigen, wenig gewählten Worten Luft. Wieder ein Klingeln, ein langanhaltendes, — — — Ebenso erfolglos! Es ist zum Totärgern. Jetzt wird's ihr „schon z' fad!“ Soll sie umsonst ihre Zeit verlieren? So ein Kindskopf hat doch keinen Begriff vom Leben!

Jetzt eilt sie wütend selbst an die Klingel. Sie läßt die Finger nach einander lange, lange darauf ruhen. Es läutet Sturm. Ein ohrenzerreissendes Gebimmel durchschwirrt den Raum . . . Man könnte meinen, hier brennt's — und noch immer niemand, nirgends ein Kellner zu sehen!!

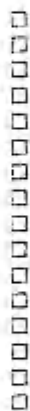
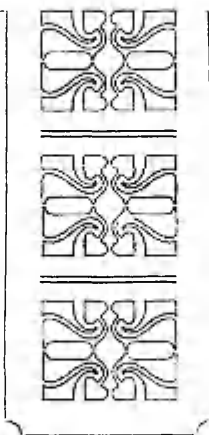
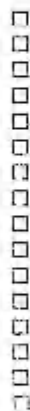
Da springt Roland der Riese heftig von seinem Sitze empor. Nein, so ein Skandal! Die Leute müssen alle schwer betrunken sein. Aber er wird Ordnung schaffen. Er gibt keinen Pardon! Und mit einem einzigen Ruck hat er den Mantel über die Schulter geworfen, die Kappe aufgestülpt — er rast davon . . .

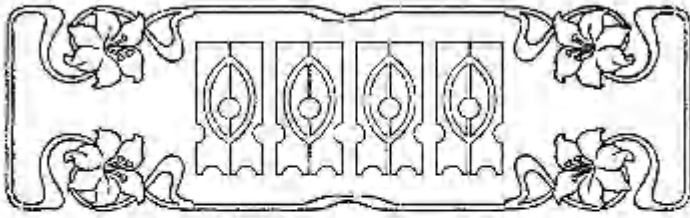
Allein vergebens wartet die Schöne. Es kommt kein Kellner; die diplomatische Fünf-Kronen-Entente ward strengstens aufrecht gehalten.

Und auch der fesche Kavalier ist verschwunden auf Nimmerwiederkehr. Der hatte sie ein für allemal gründlichst abgeschüttelt!

So erwies er sich denn als guter Stratege, Roland der Riese in dem chambre séparée! Sein Faschingscherz war ihm glänzend gelungen! □□□□□□□□□□

Alltagsdrama.





|| van Ivan'itsch Meier, der angesehenste und wohlhabendste Mann der deutschen Kolonie „Friedrichstal“, galt seinen russischen Nachbarn als Zielscheibe des Spottes. Allein schon die drollige Zusammenstellung seines russifizierten Tauf- und Vaternamens mit dem urdeutschen „Meier“, liess dessen Träger unfreiwillige Komik anhaften. Dazu kamen vielleicht auch gewisse ererbte nationale Eigentümlichkeiten, die den Russen unliebsam auffielen — : kurz und gut, sie mochten Ivan Ivan'itsch nicht leiden.

Wer der Sache auf den Grund gesehen, der hätte wohl als wahre Ursache einen tiefgewurzelten Neid erkannt. Denn mochten die Ernten ausfallen wie immer, stets waren seine Scheunen voll und noch kein Jahr verging, da nicht Ivan Ivan'itsch nach Saratow fuhr, um ein nettes Stämmchen auf der Bank anzulegen. Etwas weiter Neidenswertes mochte in vieler Augen auch sein schmuckes Weib sein. Die Kathrin', oder wie ihr Name russifiziert lautete: „Katja“, war ein garzu liebes Ding! Ihr kornblondes Haar mochte manchem Burschen zum Zaubernetz geworden sein. Und ihre süssen, schmachtenden Blauäugelein erst, wem hätten die es nicht angetan, wenn

sie wohlwollende, oder gar zärtliche Blicke spendeten! Ja, so wenig den Russen auch sonst eine Deutsche gefiel —: die reizende Katja, die hätte jeder nur zu gern geherzt und geküsst. Aber — kaum dass das bildsaubere Ding sich seines Lebens erst ein wenig zu freuen begann — da kam dieser schwerfällige, lächerliche Ivan Ivan'itsch und schnappte sie allen vorweg. Einmal die Seine geworden, hütete er sie dann wie ein Zerberus . . .

Merkwürdigerweise gab's andererseits auch unter ihren Geschlechtsgenossinnen ein ähnliches Neidgefühl. Denn wenn er auch so vielfach verspottet, ja stets als ein Narr dargestellt ward —: Ivan Ivan'itsch blieb nichtsdestoweniger ein richtiger „Teufelskerl“, ein stattlicher Riese, der's mit jedem aufnahm. Und wenn er nicht — wie die Männer ihres Volkes — beständig vom Dufte des „Wodki“ umgeben, so schadete ihm dies in den Augen der russischen Schönen keineswegs, ja, es mochte wohl gar noch als Vorzug gelten.

Die süsse Kathi und ihr Herzerwählter aber, die lachten die zahlreichen Neider — Männer, wie Weiber — allesamt aus und genossen stillvergnügt ihr echt deutsches Eheglück. Auch das programmässige „freudige Familienereignis“ stand nah bevor.

Bald waren sie nun schon zwei Jahre verheiratet. Und nie noch hatte der brave Johann einen Rausch gehabt. Wie oft rühmte sich die junge Frau ihres Mustergatten! Vielleicht auch, unklugerweise, gegen ihre russischen Mitschwestern, von denen namentlich Marfa Ossipowna Awsjakin noch mehr als andere unter der Trunksucht ihres entmenschten Gatten litt. Jetzt freilich, sah man die Awsjakins schon lange nicht, da diese sich in einiger Entfernung von Friedrichstal ein Gut gekauft und dorthin übersiedelt waren.

Heute nun war wieder der Zeitpunkt da, wo Ivan Ivan'itsch mit gespickter Börse nach Saratow fuhr, um seinen Erntegewinn auf der Bank anzulegen. Wie er so mit seinen prächtigen Rappen durch's Dorf Kolinsk kam, das an die deutsche Kolonie stiess, da folgte ihm mancher Blick des Übelwollens, des bittersten Neides. „Da kommt der reiche Wasserschlürfer, dieser ‚Wurstmacher‘,“ wie der allgemeine Schimpfname der Deutschen in Russland lautet, riefen sie einander zu. Und dabei erhob sich wohl gar die eine, oder die andere Hand drohend hinter ihm. Wohlverstanden, natürlich nur von rückwärts, denn anders gäbe es böse Bezahlung!

Der blonde Riese aber, schaute ohne jedes Misstrauen in den sonnigen Morgen. Das Herz war ihm weit und froh. So stolz ward er sich eben wieder seines eigenen, wie seines Besitzes Wert bewusst. Was steckte auch alles an tüchtiger Arbeitskraft und Leistungsfähigkeit in Grund und Boden dieser deutschen Kolonie! Und doch war's kaum hundert Jahre her, seit germanische Ausdauer und Klugheit dem scheinbar gänzlich unfruchtbaren Boden ungeahnte Wasserschätze abrang und ihn damit in ein wahres Gartenland verwandelte . . . Unbegreiflich, dass so viele Nachkommen jener Tapfern jetzt nicht verstanden, das Ererbte festzuhalten, sondern treulos auswanderten, nach fremden Ländern, die ihnen leichteres Fortkommen, schnelleres Reichwerden zu verheissen schienen. Nun, die da geblieben, waren vielleicht umso besserer Schlag! Gutes Korn wird nur durch scharfes Sieben erzielt.

— — Der Weg war lang, bis zur Bahnstation. Da gab's Gelegenheit, über so manches nachzudenken . . .

Auch so manche Erinnerung zog da mit der steigenden Sonne herauf. Ach ja, wär's nicht jetzt an der

Zeit, dieses und jenes Versprechen einzulösen und unterwegs einige allzu lange aufgeschobene Besuche abzustatten? Richtig: da war gleich an der Strasse, kaum fünf Werst weiter, die Besingung des gutmütigen Jermolow, der ihn schon so oft freundlich einlud. Natürlich —: heute musste man endlich bei ihm einkehren! Es blieb ohnedies reichlich Zeit dazu, weil die Abfahrt vom Hause früher als nötig erfolgt war.

Da kam Meiers Gefährt just bei einer Schenke vorbei. Den armen Pferden musste durchaus ein Verschmaufen gegönnt sein. Die Hitze wurde ja von Minute zu Minute drückender. Selbst ihr Lenker fühlte sich schon vor Durst fast verschmachten. Vergeblich griff er suchend nach der Flasche leichten Landweins, die er auf solchen Fahrten mitzunehmen gewohnt . . . Ärgerlich! Grade jetzt musste sie ihm fehlen!!

Weil sein Durst aber schliesslich doch zu arg ward, beschloss er, ihn wenigstens mit einem Schluck Bier zu stillen. Und — wenn auch nicht ohne einen gewissen Ekel — liess er sich das kühlende Getränk vom Schankwirt reichen.

Pfui, wie das aber schmeckte! Das war ja kein reiner, wenn auch noch so mittelmässiger Gerstensaft — nein, ein schauerhaftes Gemisch von Kwas und Branntwein, wobei der Fusel entschieden überwog. Trotzdem hatte der Durstende das ungewöhnlich grosse Seidel, in dem ihm der zweifelhafte Labetrunk gereicht worden, auf einen einzigen, gierigen Zug geleert. Mit einer eigentümlichen Eingenommenheit des Kopfes, machten sich die Folgen denn auch nur zu bald spürbar . . .

Als die Besingung Jermolows erreicht war, schien das Unbehagen aber ebenso rasch gewichen, wie ge-

kommen. Dagegen fühlte sich Meier jetzt ganz besonders zu lustigen Streichen aufgelegt.

„Ivan Ivan'itsch, Sie sind heute rein des Teufels!“ rief Mal auf Mal der Hausherr, wenn die Zunge des Gastes gar zu toll witzelte. Und aufmunternd goss er ihm dabei stets wieder einen frischen Tropfen ins Glas.

„Verwünscht heisser Tag! entschuldigte sich Meier und trank flott darauf los.

„Ganz recht —: eine Teufelshitze!“ Jermolow seufzte und fuhr dann nachdenklich fort: „Darum, Freundchen, meine ich, Sie täten besser, den Weg zur Bahn hernach über Bawarodka zu nehmen. So ein Stückchen weiter, das macht nichts. Dafür haben Sie schattigen Waldweg, die ganze Strecke über . . . Und — was ich noch sagen wollte — in Bawarodka kehren Sie 'n bischen ein. Awsjakin ist natürlich wieder anderswo, bei einer Kneiperei. Da können Sie sich mit seiner amüsanten Klatschbase von Frau unterhalten. Hat ja immer allerlei pikante Geschichten bei der Hand, diese Marfa Ossipowna! Ja, was noch mehr gilt: die hübsche Anna Pawlowna Tschepurin ist just dort zu Gast. Da lohnt sich's, nicht wahr, die paar Schrittschen weiter zu fahren? He, Ivan Ivan'itsch?! Verschmitzt kniff der alte Weiberfreund bei diesen Worten seine lustigen Schweinsäugelein zu. Hatte er's denn nicht vorausgesehen, diese Neuigkeit, die schlug ein, wie eine Bombe.

Richtig: Johann Meier fuhr in die Höhe. „Was? Die Annuschka ist dort? Dann fahre ich hin.“

Da drohte ihm Jermolow mit erhobenen Finger: „Ivan Ivan'itsch, Sie sollten nur hübsch auf Ihrer Hut sein. Sie scheinen mir heute ja wie ausgetauscht! Man erkennt Sie garnicht! Sagen Sie nur ehrlich, ist Ihnen dies Blitzmädel denn schon jemals begegnet, dass Sie

bei blosser Nennung ihres Namens so gleich Feuer fangen?“

Und wahrhaftig — : jetzt kam es heraus, unser braver Meier hatte die russische Schöne in der Tat schon gesehen. Zuerst, vor Jahr und Tag, gelegentlich eines Wohltätigkeitsfestes, als sie noch halb Kind war. Dann aber, vor nicht gar langer Zeit erst, im Hause eines Verwandten, wo Anna Pawlowna schon nicht mehr das kleine bescheidene Landmädchen, sondern ein recht gefallsüchtiges, herausgeputztes Stadtfräulein schien.

O, Johann Meier entsann sich ihrer nur zu gut . . . Eine, wie die da, vergisst man nicht so leicht!

Mochte also der Hausherr denken was er wollte, mit einem ziemlich unvermittelten „Ja, es wird spät!“ brach sein Gast auf. Selbstverständlich aber nicht, ohne beim Abschied noch recht herzlich auf das Wohl des „liebenswürdigen Wirten“ zu trinken. Der gab ihm dann das Geleit bis zum Wagen und rief ihm nach: „Gut Glück, Don Juan!“ Kopfschüttelnd aber sah er dem Davonjagenden nach und dachte: „Was in aller Welt hat denn nur aus diesem ursoliden Kerl einen Schwere-nöter gemacht?“

Bald darauf hielt Johann Meier in Bawarodka. Hastig, wie's doch sonst nicht seine Art war, sprang er vom Wagen, warf einem grade herzutretenden Knecht die Zügel zu und betrat dann eilig die Veranda, wo er die Hausfrau, zigarettenrauchend, ihre umfangreiche Gestalt sonnen sah.

„Ah, sieh' da, Ivan Ivan'itsch!“ rief sie freudig überrascht. „Was führt denn diesen verliebten Hauskater zu uns? Wir glaubten schon, dass Sie sich vor lauter Verliebtheit mit Ihrer Frau zusammen — einmauern liessen.“

Dieser Spott machte Meier verwirrt und gereizt. So meinte er, die lose Angreiferin schnell vom Gegenteil überzeugen zu müssen. Daher entgegnete er keck: „Und was sagt die allwissende Marfa Ossipowna, wenn ich gestehe, dass der Hauptbeweggrund meines Kommens die Anwesenheit Ihrer schönen Nichte ist?“

Nun war das Verblüfftsein aber auf ihrer Seite! Was? Wie? Hat dieser fromme Schlaufuchs herausgebracht, wer hier zu Gast weilt? Und dazu kommt er gleich so mir nichts, dir nichts, nach Bawarodka. Nicht etwa um der liebenswürdigen Hausfrau willen — o nein — bloss um der verführerischen Nichte zu begegnen! Und das gesteht der Freche ganz unverblümt ein? Er, dessen Turteltauben-Ehe ihr stets wie ein Hohn auf die eigene, so höchst unglückliche, erschienen ist, er wagt es, ihr solchen Schimpf anzutun? Ah, das sollte ihm nicht ungestraft bleiben!

Diesem Ideengang folgend, nahm Frau Awsjakin mit gut gespielmtem Gleichmut die Rolle der aufmerksam-freundlichen Hausfrau wieder auf. Sie bot ihrem Gaste Tee und Zigaretten, ja sie schnitt ihm eigenhändig die zierlichsten Zitronenscheibchen in sein dampfendes, duftendes Glas. Denn, nach guter russischer Art, trank man hier den Tee nicht aus Tassen, sondern aus funkelndem Kristall. Während Marfa Ossipowna ihm die Zuckerdose reichte, tat sie des Süssen noch hinzu, indem sie honig-süsse Worte für Meiers junge Frau fand. Angelegentlich frug sie nach ihr und als sie aus den Antworten des Geschmeichelten entnahm, dass Kathi auch noch Mutterfreuden entgegenginge, die ihr selbst doch versagt, da war diese Nachricht wohl der letzte Tropfen, der das Mass ihres neidischen Zornes überfließen liess. Dagegen befeissigte sie sich, zu versichern, sie werde von nun

an täglich ein Vaterunser für Katja beten. Ja sie sprach so salbungsvoll und so endlos über dieses Thema, dass ihr Zuhörer sie schliesslich mit der ungeduldigen Frage unterbrach: „Sagen Sie doch, Marfa Ossipowna, wo halten Sie denn Ihre Nichte verborgen?“

Frau Awsjakin schien ganz erstaunt. „Ach, woran Sie mich Vergessliche erinnern, Ivan Ivan'itsch! Sie müssen verzeih'n — : meine Nichte nimmt nämlich eben ein Bad. Gedulden Sie sich.“

Er schwieg. Seinem Gegenüber aber entging es nicht, wie eine flammende Röte sein Gesicht überflog . . .

Nach sekundenlangem Schweigen ward die Hausfrau abgerufen. Man meldete das Eintreffen eines Reitpferdes, das ihr Gatte gekauft. Als Frau Awsjakin sich erhob, schickte auch Meier sich an, sie auf ihrem Gange zum Stall zu begleiten. Und stillschweigend liess sie es geschehen. Kaum hatten sie einige Schritte getan, da bemerkte sie: „Sehen Sie, Ivan Ivan'itsch, da drinnen badet Annuschka!“ Dabei wies sie mit der Hand auf einen Anbau des Hauses, dem nur ein kleines, vergittertes Fenster Licht lieh.

In der ausgelassenen Stimmung, die sich seiner mehr und mehr bemächtigt, blieb Meier stehen und rief hinauf: „Badende Nixe, mach' schnell!“

Dass er dabei keine Zeit, ja überhaupt gar keine Möglichkeit gehabt, in das Innere des Zimmers zu schauen, das war doch selbstverständlich! Und dies — so hoffte er — müsse ihm auch zur Entschuldigung für den Dummenjungenstreich dienen.

Als dann, nach langem, langem Warten, die Ersehnte endlich eintrat, schien seine Vermutung glücklich bestätigt. Anna Pawlowna war überaus liebenswürdig und dabei — was Meier nicht entging — schöner denn je!

Ach, wie sie zu plaudern, wie sie zu bezaubern verstand! Da konnte man leicht den Schlag der Stunde überhören . . .

Wahrhaftig —: wie der Sinnverwirrte seine Uhr zog, um nach der Abfahrtszeit zu sehen, da war's schon zu spät! Verzweifelt fuhr er sich mit der Hand über die Stirn, als gälte es, einen bösen Traum zu verscheuchen — umsonst: der Zug nach Saratow war unmöglich mehr an diesem Tage zu erreichen.

Also: rasch heim!

Auf seinem Gehöft angelangt, griff er unwillkürlich in die Brusttasche, wohin er das Geld zu sich gesteckt. Noch bei der Abfahrt von Bawarodka sass es dort, wohlgeborgen . . . Oder schon nicht mehr? . . . Denn jetzt — — o Himmel, was war das? — — Die Tasche ist leer — das Geld, all' das viele Geld verloren — beim Teufel!!

Ihm stand der Verstand still. Wie sollte er seiner Frau diesen Verlust beibringen? . . . Noch zumal in ihrem jetzigen Zustand? . . . Das müsse ja Lebensgefahr für sie bedeuten. Und wer weiss auch, ob ihr sein Erlebnis in Bawarodka gefallen würde? Nein, nein — da gab's nur ein Mittel: über alles schweigen! Auch über den Besuch in Bawarodka.

Totenblass stammelte er bei seinem Eintritt allerlei unzusammenhängendes Zeug. Von seinem Abstecher zu Jermolow, vom schlechten Wein, den der ihm zu trinken gab und von seiner Verspätung zum Zuge, weil ihm der Giftrunk so wahnwitzige Kopfschmerzen verursacht.

In der Besorgnis, die ihr sein elendes Aussehen erregt, vergass die gute Kathi nach dem Schicksal des mitgenommenen Geldes zu fragen. Es wäre aber ohnehin jetzt nichts aus ihm herauszukriegen gewesen, als die immergleichen Seufzer: „Ach, mir ist so schlecht! Ach, könnte ich sterben!“

Auf ihre Nachfrage erhielt die treue Seele dann nächsten Tages den Bescheid, man könne und werde die Sache mit der Bank ebenso gut schriftlich erledigen. Damit gab sie sich denn auch zufrieden. Wo er das Geld momentan aufbewahrt, das frug sie garnicht.

* * *

Wie? Was? Sehe ich recht: Katja Karlowna!“ rief Frau Awsjakin, sichtlich erfreut, als sie am andern Tage der blonden, lieblichen Kathrin' begegnete. Es war auf der Strasse in Friedrichstal. Die Beherrscherin von Bawarodka kam zu Wagen, liess aber gleich halten und stieg aus. „Täubchen! Seelchen! Lassen Sie sich umarmen!“ Dabei hatte sie die andere schon wenigstens zehnmal umhalst und geküsst. Und ehe diese noch zur Besinnung gekommen, schwatzte die dicke Awsjakin weiter: „Sagen Sie selbst, Jekaterina Karlowna, ob das nicht Freundschaft heisst. Komme ich da von Bawarodka — Sie wissen ja, wie weit das ist! — nur um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen und persönlich diese Sächelchen hier, für das liebe kommende Kleine abzugeben.“ Dabei zog sie unter dem Mantel ein Packet hervor, das eine Kinderausstattung enthielt. Ganz verwirrt und beschämt von solcher Güte, konnte die arglose Deutsche sich nur unter Tränen bedanken. „Zu viel!“ stammelte sie wieder und wieder. Dann aber frug sie schliesslich doch erstaunt: „Wer hat Ihnen denn von unserer süssen Erwartung erzählt?“

Nun, wer wohl sonst, als der Herr Gemahl! Bei seinem Besuch hat Ivan Ivan'itsch mir gestern alles haarklein erzählt. Er weiss ja, wie lieb Sie mir sind, Teuerste! Also Ihre schwere Stunde schlägt schon bald?“

Was? Mein Mann hätte Ihnen das erzählt? Er hätte Sie gestern besucht? . . . Nein, Marfa Ossipowna,

das machen Sie einer Einfältigeren als mir weis! Bei Jermolow, nicht bei Ihnen ist er gewesen und dort war es, wo er sich so verplauderte, dass er den Zug nach Saratow verfehlte.*

„Nun, mein Täubchen, wenn sie's nicht glauben wollen, umso besser wohl für Ihre Seelenruh'“ äusserte die Falsche und fuhr dann mit triumphierender Miene fort: „Da ich nun doch nur Ihretwegen hereingekommen, so hoffe ich, Sie nehmen mich wenigstens so lange bei sich auf, bis meine Pferde wieder leistungsfähig sind. Die armen Tierchen müssen ruh'n! Nebstbei bemerkt aber, ich lasse mich von niemand — hören Sie wohl, auch von Ihnen nicht! — ohne Gegenbeweis Lügen strafen. Eine Selbstrechtfertigung also sind Sie mir schuldig. Nicht wahr?“

* * *

Wenige Stunden später glaubte die unglückliche Kathi alles zu wissen Alles, was ihr das Herz still stehen liess. Was ihr ganzes Lebensglück jählings zerstörte Wie war die Awsjakin doch gut, sie noch bei Zeiten zu warnen! Denn vielleicht war es noch nicht zu spät . . . Vielleicht liess sich ihr Mann zu einem offenen Geständnis — der einzigen vollwertigen Sühne — erweichen.

Weinend, mit erhobenen Händen, betrat die junge Frau das Zimmer ihres Gatten. Beschwörend warf sie sich vor ihm auf die Kniee.

„Ich weiss alles! Aber ich kann alles verzeih'n, wenn Du mir gelobst, Dich zu bessern.“

Das war zuviel . . . Empört über die feige Angeberei, die er erriet, antwortete Meier in sinnloser Wut: „Wer wagt es, Deinen Mann zu beschuldigen? Wie durftest

Du Törin dieser Awsjakin glauben? Denn ich weiss, von welcher Seite die infame Lüge kommt . . . Fort aus meinen Augen, wenn Du mich nicht kennst!!“ Und schon hatte er die Hand wie zum Schläge erhoben

Da stürzte sie wortlos hinaus. Dann brach sie zusammen, vor namenlosem Weh. „Er verlegt sich aufs Leugnen, also ist er schuldig“, so schlussfolgerte ihre eifersüchtige Qual. „Warum sonst auch hätte er mir verschwiegen, dass er in Bawarodka gewesen und was sich dort zutrug? Wie bübisch aber auch, einer Badenden zuzuschauen und ihr obendrein zynische Scherze zuzurufen!“

Ein unbeschreiblicher Ekel überkam sie

— — — — —


Noch am nämlichen Abend kam das Kind tot auf die Welt. Die junge Mutter erlag dieser, durch schrecklichste Gemütsbewegung herbeigeführten Frühgeburt. Johann Meier aber, der noch kürzlich als der glücklichste Ehemann der ganzen Kolonie Friedrichstal galt, den sah man nun von Tag zu Tag in immer tiefere Schwermut versinken. Es schien ihm gleichgültig, dass alle ihn beschuldigten, den Tod der holden Kathi durch seinen sträflichen Leichtsinns veranlasst zu haben. Er rechtfertigte sich gegen niemand. Ruhig schien er das Los eines Ausgestossenen zu tragen.

— — — Plötzlich war er verschwunden . . .

Endlich, nach langem Suchen fand man ihn — im Walde erhängt!

— — — — —

Wenige Tropfen Wein zur unrechten Zeit
Wenige Tropfen Alkohol zuviel Und das End-
ergebnis? Ein Alltagsdrama! □□□□□□□□□□□□



Zweierlei
Rosen.



Im Hochsommer war es, zur Rosenzeit. Und auch sie selbst, stand in ihrer Blüte- und Rosenzeit, die einzige Tochter, das einzige Kind des angesehenen Bauern, die schöne Genovefa mit den blitzenden, stahlgrauen Augen und dem roten Haar, das in der Sonne leuchtete wie Gold. Mancher Bursch schon hatte sein Leben aufs Spiel gesetzt, um ihr am Rande des Abgrundes Edelweiss zu pflücken, und in der Wonne, ihrem üppigen, roten Munde ein Lächeln zu entlocken, vergass er die Gefahr, dachte er nimmer des Preises, mit dem er bereit gewesen, solche Gabe zu bezahlen. Die reichsten und begehrtesten Freier warben um Genovefas Hand. Doch missmutig schüttelte ihr Vater den Kopf, denn einer nach dem andern zog mit schwerem Herzen, als Verschmähter, heim. Die Bauerndirnen aber trieben ihren Spott und sagten höhnisch: „Ei, die rote Hexe wartet wohl gar auf einen Prinzen oder König?“

Ach, so unklug war die kleine, „rote Hexe“ nicht. Aber was ihr Herz ersehnte, war wohl noch törichter und gefährlicher. Denn auf der weiten Welt begehrte sie nur eines: sie liebte den „tollen Egyd“ und wollte

sein Weib werden. Der Egyd aber, das war ein Geselle, dem kein Vater sein Kind anvertraut hätte: hoch gewachsen zwar und schön von Angesicht, mit seinen scharfen Zügen, den wildfunkelnden Glutaugen und dem blauschwarzen Kraushaar um Haupt und Kinn, aber ein Taugenichts, ein Raufbold, ein Waghals und dabei arm, blutarm. Kurz, der „tolle Egyd“, vor dem jeder auf der Hut war, schien durchaus nicht von dem Holze, woraus man tüchtige und brave Ehemänner schnitzt. Auch die Veferl wusste das. Aber sie wusste noch mehr, denn sie allein hatte hineingeschaut in sein Herz, das so stark war und treu und das ihr zu eigen schien für Zeit und Ewigkeit.

Zur Rosenzeit war es; im Dorf hielt man Kirchweih. Buben und Dirndl hatten ihre prächtigsten Kleider angelegt, aber von allen schönen Mädchen war doch die schönste die rote Veferl. Wer die voll erblühte Purpurrose an ihrem Mieder sah, dem musste diese Blüte wie das Abbild der Trägerin erscheinen: so süß berauschend, so voll üppiger Lebensglut! Kein Wunder, dass auch er ihrem Zauber erlag, der reichste Freier im Dorf, der allbegehrte Ignaz, obgleich er das Veferl heute zum erstenmal als entwickelte Jungfrau erschaut, denn vor wenigen Tagen erst war er heimgekehrt nach vollendetem Militärdienst. Ja, er war der reichste Freier im Dorfe. Aber auch ohne all' seine klingenden Taler hätte manches Mädchenauge nach ihm ausgeschaut, brauchte doch der Ignaz nur seine hübschen lachenden Augen, seinen kühn gedrehten Schnurrbart, sein frisches Wesen und sein schneidiges Wort, um den Weibern zu gefallen. Jetzt aber lag ihm blutwenig an den anderen; nur zur kleinen „roten Hexe“ zog es ihn wie

mit Sturmesgewalt. Und wie rasend schwang er sie im Tanz, während der „tolle Egyd“ mit geballten Fäusten dastand, jeden Moment bereit, auf seinen Nebenbuhler loszustürzten . . . Da griff der Dragoner beutelustig nach der Rose an ihrem Mieder — Egyd hielt den Atem an — was würde Genovefa tun? — — Aber siehe da! Statt, wie er gehofft, den Frechen kurzweg abzuweisen, lächelte sie schelmisch, zog die Rose neckisch hervor und — — — Egyd sah nichts mehr.

„Falsche Dirn“, stieß er zwischen den Zähnen hervor . . . Mit einem wilden Fluch stürzte er hinaus . . .

Da war Genovefa bis an die Lippen erbleicht. Das Herz stand ihr still, sie wusste es nur zu gut: mit Egyd liess sich nicht spassen. Und wenn er jetzt nicht über ihren Anbeter hergefallen und diesem den Garaus gemacht, so war es geschehen, weil sie selbst ihm nichts mehr wert war. „Falsche Dirn!“ hatte er gesagt — es war nicht auszudenken, welche Verachtung, welcher Hass in seinem Ton gelegen! O, das törichte Ding! Sie hatte doch mit dem Ignaz nur so schön getan, um dem Erwählten ihres Herzens zu beweisen, wie hoch ihre Gunst im Werte stehe, um seiner Liebe Glut, wenn es möglich, noch zu schüren; sagt man doch, Eifersucht sei ein trefflicher Sporn. Und schliesslich, was war denn geschehen? Wendet je ein Weib so leicht den Kopf, wenn ihr ein schmucker Mann mit Auge und Mund sagt, wie lieb, wie schön, wie anbetungswert sie sei? Armes Veferl, in diesem einen Moment, da sie gar nichts verbrochen, hat sie alles verscherzt, hat sie alles verloren.

Mit dieser Erkenntnis zugleich kam über die „rote Hexe“ ein Gefühl von Trotz und Scham. Ohne den neuen Verehrer eines Wortes, ja eines Blickes

mehr zu würdigen, verliess auch sie jetzt den menschenüberfüllten Tanzsaal, wo Harmonika und Geige noch lustig lockten. Mit zitternden Fingern nestelte Vefel die rote Rose, mit deren Hergabe es ihr ja auch niemals Ernst gewesen, nun wieder an ihr Mieder, als habe sie so einen Teil ihrer Schuld gesühnt. Heisse Tränen brannten in ihren Augen, denn so weit sie auch nach ihm ausschauten, den „tollen Egyd“ konnten sie nirgends erspähen. Zum Glück aber nahmen sie auch ebenso wenig die boshafte Mienen, das höhnische Achselzucken wahr, womit die Dorfjugend den plötzlichen Aufbruch der „roten Hexe“ begleitete.

Wie betäubt schritt die Arme dahin. Einmal meinte sie aus der Ferne die Stimme ihres Vaters zu vernehmen, der ihr irgend eine Drohung nachrief. Aber sie wandte nicht einmal das Haupt. Selbst wenn er sie verstossen hätte, ihr wäre es gleich geblieben; war sie doch ohnedies verloren, wenn Egyd von ihr nichts mehr wissen wollte. In der Stille des Waldes erst ward ihr wieder wohler. Hier rief der tosende Wildbach ihr zu Füßen unaufhörlich das Wort „Vorüber!“, so dass er damit gleichsam alle Unrast ihrer Seele zur Ruhe sang, und je höher sie emporstieg, je ferner und kleiner die Behausungen der Menschen unter ihr lagen, desto leichter hob sich ihre Brust.

Jetzt aber sah sie sich fast zum Stillstehen gezwungen, so beschwerlich ward der Weg. Wildes Steingeröll, hochstämmige, entwurzelte Kiefern und Föhren hatte die letzte Hochflut hier in grausem Durcheinander niedergewälzt. Genovefa durchzuckte es mit Schadenfreude, dass es Elementargewalten gibt, die von keiner Vernunft, keiner Klugheit sich meistern lassen. Die Menschen wissen es wohl; in den Gesetzen

der toten Natur, da lassen sie's gelten — nur das Herz, das arme heiss pulsierende Ding, das soll ewig zwischen dem Altherkömmlichen, Alltäglichen eingedämmt bleiben, das Herz darf niemals überfluten, wie der Strom. Toren, die ihr das glauben mögt! Toren, die ihr dergleichen vorschreibt! . . .

Eben wogt Genovefas Blut so heiss durch die Adern, eben jetzt kann man nicht mit ihr rechnen, wie sonst: Liebe, Schmerz, Trotz und Scham, alles dies bringt sie dem Wahnsinne nahe.

Plötzlich, was war das? Von der Waldeshöhe her dringt ein Jodler an ihr Ohr, so laut und hell, als solle er einen gewaltigen Schmerz übertönen und im selben Augenblick hat auch Veferl die Stimme schon erkannt: Egyd ist es, der diese seltsame Zwiesprache mit dem Echo der Berge führt. Ja, fürwahr, da tritt ihr der Geliebte in der engen, menschenleeren Waldeschlucht entgegen. Nie noch ist er ihr so männlich, so unwiderstehlich erschienen. Und wie er nun von ihr Rechenschaft fordert, und sie ihm alles erklärt, was auf dem Tanzboden geschehen, wie er darauf versöhnt die Arme nach ihr ausbreitet, da verschwimmt vor ihren Augen Himmel und Erde, wie Vergangenheit und Zukunft vor ihrem Geist, da weiss, da fühlt sie nur eines: er liebt sie noch, liebt sie so toll, so glühend, wie nur Egyd zu lieben versteht . . . Sie ist sein — ganz sein . . .

Auch die Rose, das Symbol der Liebe, das Genovefa an der Brust getragen, sie ist sein; er hat sie mit flammenden Küssen bedeckt. Aber bald schon liegt sie entblättert im Staube. — Glückliche Rose, dein Dasein ist kurz, du fühlst keine Schmach.

Und wieder ist es Rosenzeit; so schnell verflog ein Jahr! Egyd hatte in jener wonnevollen Stunde auf den Bergen versprochen, brav, ein Anderer zu werden, doch nicht Wort gehalten. Da fühlte Genovefa erst die Schande, die er ihr angetan. Sie zog als Sennerin hoch auf die Alm und duldete es nicht mehr, dass er sich ihr nahte. Den ganzen Sommer über ist sie nicht herabgestiegen in das Tal. Heute aber, obschon die Sonnenglut unerträglich über dem in die Felsklamm eng gebetteten Dörflein brütet, heute sieht man die „rote Hexe“, wie einst, gehobenen Hauptes, zwischen den Häusern dahinschreiten. Eine tiefernste Botschaft hat sie herabgelockt. Wie einst, ist sie noch jetzt von zauberhafter Schönheit, wie einst, leuchtet auch jetzt ihr rotes Haar in der Sonne wie Gold. Nur in den stahlgrauen Augen blitzt es nicht mehr von Lebenslust, denn ernst ist ihr Blick. Aber aus dem Tau ihrer Tränen strahlt es wie Friedensglanz. Ja, Genovefa muss Frieden erlangt haben, so hoheitsvoll träte sie sonst nicht in das Haus, in das sie soeben eingegangen und wo ihrer doch nur Hohn und Missachtung harren kann.

Freilich, in der kleinen Stube ruht einer, der keinen Gast der Welt so gern an sein Sterbebett treten sähe, wie sie, die sich selbst geächtet hat. Der „tolle Egyd“ ist, den man hier gebettet, nachdem des Jägers Blei ihn, den Wilddieb, ereilt.

Scheu tritt die schwatzende Menge auseinander, mitten durch sie hindurch schreitet Genovefa. Einen Moment beugt sie sich über den Geliebten, zitternd streicht sie ihm das dunkle Kraushaar aus der Stirn und drückt einen schmerzensreichen Kuss auf seine geschlossenen Augen. Da plötzlich öffnen sich diese

und beim beseligenden Anblick Genovefas verkünden sie das wiedererwachende Leben. Nun regen sich auch die Lippen und was sie der Geliebten zuflüstern, das ist ein Versprechen, das Egyd dieses Mal halten wird.

Es war wie ein Wunder! Doch wie wurde es vollbracht? Einen Blumenstrauss hat Genovefa dem stillen Schläfer auf die Brust gelegt. — Einen Strauss aus Alpenrosen, die sie für den vermeintlich Sterbenden gebrochen auf felsiger Höhe. Die bescheidene Blüte hat nicht den sinnberauschenden Duft, aber auch nicht den gefährlichen Dorn mit der Königin der Blumen: der Rose, gemein. Die Alpenrose ist ein Kind rauher Regionen, in ihrer Glockenform aber erscheint sie als das Symbol des Friedens, der geläuterten Liebe!





Im
Hochzeitskleid.





In einem Künstlercafé hatten wir uns kennen gelernt. Der als phänomenal talentvoll gerühmte Maler Boris Maximowitsch Natschakin fiel mir durch sein von jeder Pose freies Wesen auf. Er gab sich so einfach, so natürlich, ohne alle Prahlerei.

Und doch machte dieser hübsche, stets korrekt gekleidete junge Russe entschieden den Eindruck eines Ungewöhnlichen, eines Menschen, der ganz und gar nicht in das Schubladensystem der Konvention passte. Das lag in seiner Ausdrucks- und Auffassungsweise. Durch und durch Original — ja das war Freund Boris.

Was für merkwürdige Ideen und Ideale steckten in diesem fünfundzwanzigjährigen Feuerkopf! Galt seine höchste Begeisterung auch der Malerei, so war er nichtsdestoweniger für gewisse soziale Ziele entflammt. Er träumte von einem gänzlichen Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung, aber — weit entfernt davon, ein Nihilist zu sein — hoffte er diese Neugestaltung nicht durch Revolution, nein, auf dem naturgemäss-sicheren Wege der Evolution herbeigeführt

zu sehen. Er wollte die Menschheit lehren, ihre Schäden zu heilen. Und zwar derart, dass nicht etwa erst gierige, vielleicht gar blutbefleckte Hände nach vorenthaltenen Gütern gewaltsam greifen, sondern so, dass die Besitzenden hinreichend gebildet und veredelt werden, damit sie freiwillig mit den Darbenden teilen, was ihnen selber nur durch Zufallslaune als Übermass in den Schoss fiel. Ja, das heilige Mitleid sollten sie lernen . . .

Und diese Weisheit wollte der Idealist Boris Maximowitsch Natschakin predigen.

Auch seine Kunst sollte zu einer Art lehrreichen Anschauungsunterrichtes werden. In der flammenden Sprache von Farben und Licht pochte er unermüdlich an die Herzen. Sein Pinsel wies zielbewusst auf die Nachtseite des Menschenlebens. Ein Jünger Wereschtschagins, hatte er gelernt, mit dem kühnen Griff des Genies sich überall packende Motive herauszureissen. War es für jenen das blutige Schlachtfeld mörderischen Krieges, so fand dieser sein Wirkungsfeld in der opferübersäten Wahlstatt des heissen Ringens im Kampfe ums Dasein. Solch verständnisvolles Mitgefühl seitens eines offenbar in guten Verhältnissen Grossgewordenen, hatte mich, aufrichtig gestanden, erst mit Staunen erfüllt. Bald aber, in sein Seelenleben Eindruck gewinnend, erkannte ich klar, dass ein tiefes persönliches Leid dem jungen Künstler für die Not seiner Mitmenschen den Blick geschärft habe.

Eine kurze, ergreifende Geschichte war es, die mir Boris von seiner ersten und einzigen Liebe erzählte. Als Sohn eines Gutsbesitzers lernte er früh die Tochter des benachbarten Schlossherrn Nadeshda Waradinoff kennen. Als Kind bereits zeichnete sich

die süsse kleine „Nadja“ — wie man sie nannte — vor ihresgleichen aus. Schön war sie zwar nicht — klein und schwächlich — ihm aber erschien sie von jeher wie ein Wesen aus anderer, höherer Welt. Ihre traurigen Augen hatten stets jenen seltsamen, wie in rätselhaften Traumfernen gerichteten Blick. Und als Kind schon sah sie oft nicht ein vor ihr stehendes Haus, sondern schaute stillverzückt nur nach irgend einem unscheinbaren Blümlein, das irgendwo, un bemerkt, aus morschem Gemäuer verstohlen hervorblühte. Denn sie war eine Künstlernatur. Das Verborgene, das Weltentrückte zog sie an.

Eben darum war ihr auch jede Art lauten Markt-treibens verhasst.

Und so still und keusch erschloss sich auch ihr Herz in Liebe zu Boris, der sie verstand und diese Neigung glühend erwiderte. Weder Eltern, noch Ge-spielen hatten dies kommen gesehen. Aber als der Sommer zur Neige ging und tosender Herbstwind über die Stoppelfelder hinzog, da vernahm er, der Beneidenswerte, Nadjas ersten und, wie sie erwähnte, schicksalstrotzenden Liebesschwur. Ein Abschied hatte es sein sollen, doch diese zwei glücklichen Träumer wollten die Scheidestunde ausnützen zu einem Ge-löbnis des Wiedersehens, dauernder Wiedervereinigung. Aus der hässlichen Raupe des Trennungswehs sollte ihnen ein schimmernder, flugkühner Falter erstehen.

Ja, Boris und Nadja hatten sich verlobt. Ihm oder keinem wollte sie zu eigen sein!

So stolz, so wagemutig konnte Boris nun in die Welt ziehen — so reich an Hoffen, doch so arm an Erfahrung! Sein nächstes Ziel war kein geringeres als die Akademie . . . Als berühmter Maler würde er heim-

kehren . . . Und dann — — und dann — — o, wer setzte all den Träumen eine Schranke! — — In Briefwechsel freilich durften die Liebenden nicht stehen. Nie hätten Nadjas strenge Eltern das erlaubt, und lange Heimlichtuerei war dieser beiden Sache nicht. Nur eines hatte die kleine Braut sich erbeten: ihr geliebter Boris sollte ihr ein Bild senden, und zwar mit einer Aufschrift, die sie stets seiner Treue versicherte. Auch das konnte ja nicht mit Wissen der Eltern geschehen, da diese in Natschakins Künstlerberuf ein unumstößliches Hindernis für jede Art gesicherten Eheglücks sahen. Allein „ein Mal ist kein Mal“, und Nadja wusste schon einen Weg, um sich heimlich in Besitz des Porträts zu setzen.

Eine in der Residenz wohnhafte, gute Freundin, würde die unschuldige Schmugglerrolle gewiss gern übernehmen. Wenn Boris dort nur der lustigen Olga sein Bild für sie abgab, so würde jene schon verstehen, diesen Schatz, in einem ihrer eigenen Briefe, wohlbehalten an Nadja weiterzubefördern. Ein Schreiben von Olga erregte ja zu Hause keinerlei Misstrauen. Natürlich, so ging's! O, der Plan war fein ausgedacht und die Liebenden waren wie närrisch vor Freude!

Zu langem Bedenken blieb leider wenig Zeit. — Boris reiste ab. Er tat rasch, wie er gelobt; mit der kühn verschnörkelten Aufschrift: „Auf Wiedersehen, Nadja, als die meine“, hatte er bald schon Fräulein Olga das versprochene Bild anvertraut. Alles weitere war nun ihre Sache. Sein Schicksal hatte er damit in ihre Hand gelegt. So felsenfest verliess sich Boris auf das „heilige Versprechen“ einer treuen Freundin . . .

War es nun aber, dass Olgas leichtes Mädchenherz mehr Freundschaft für ihn selbst, als für sein

Bräutchen empfand, und dass sie aus diesem Grunde zur Diebin an dem reizenden Porträt geworden, oder traf es sich wirklich so schicksalsschwer, dass gerade diese bedeutungsvolle Sendung auf der Post in Verlust geriet?

Genug, das Bild kam nie an seinen Bestimmungsort. In Tränen und Zweifeln wartete Nadja vergebens. Endlich steigerte sich ihr Gram bis zur unbesiegbaren fixen Idee des Verrats. Damit aber waren Stolz und Zorn zugleich in ihr erwacht . . . Wozu sich durch Nachfrage vor dem Treulosen demütigen? Ach, wehe ihm! Wehe ihr! Und in wildem, kindischem Trotz gab nun Nadja der Überredung ihrer Eltern nach: — aus Enttäuschung ward sie das Weib eines ungeliebten Millionärs.

Was half ihr dessen prächtig reiches Haus, wo es doch keinen Platz gab für die blaue Blume der Poesie, keinen Raum für die süßberauschende Blüte heimlichen Seelenglücks? . . . Nadja, die Träumerin, die es niemals erlernt, sich mit der gemeinen Wirklichkeit abzufinden, Nadja siechte hin an Körper und Geist.

Endlich — zu spät vielleicht! — sah sie ein, dass es ihr Tod sei, wollte sie länger an der Seite des ungeliebten, nunmehr schon verabscheuten Gemahls, so weiter leben. Ein letztes heisses Ringen — — — dann war sie frei.

Mit Gatten und Eltern zwar entzweit, aber doch Herrin ihrer selbst, zog Nadja kühn hinaus in die Fremde. Im fernen Ausland war sie mehrfach schriftstellerischer Erfolge gewürdigt worden. Ihr Talent brach sich Bahn — soviel hatte mein armer Freund noch gehört. — Unter welchem Pseudonym aber sie

ihr Inkognito gewahrt, wo sie jetzt lebte: — alles dies blieb Natschakin undurchdringliches Geheimnis.

Nur einmal hatte er mir die Geschichte erzählt. Nie wieder wagte ich seither, dieses schmerzliche, hoffnungslose Thema zu berühren. — — Da kam der junge Künstler eines Tages in rasender Erregung zu mir. Momentan schien er die ganze Vergangenheit zu vergessen, und nur der Gegenwart mit gierig greifenden Händen nachzujagen.

„Komm“, sagte er, „komm' gleich mit mir an eine Heimstatt des Elends, weit draussen, dort in der verrufendsten Gegend der Erdbergerlande. Sollst sehen, wie daselbst wieder einmal das Schicksal gewütet!“ „Im blutigen Daseinskampf“ — so heisst es in der Zeitung — „fand hier eine junge, schöne Frau ihren tragischen Untergang. Stets von hohem, idealem Streben erfüllt, stand sie auf dem Punkte, eine grosse, vielleicht gar eine unsterbliche Dichterin zu werden, und nun liegt sie da, starr und kalt, in ihrem einsamen Dachkämmerlein, auf elendem Totenbett, erwürgt von der Hand allergrausamster Not“. „Hörst du“, stiess Boris atemlos hervor, „ist das nicht wieder ein Opfer unserer verkehrten sozialen Verhältnisse?! Also komm', dass du mit mir gemeinsam jedes Detail dieser Eindrücke in dich aufnimmst. Denn malen will ich die Beklagenswerte, ihr Unglück verewigend. Ja, ein Bild soll das werden, mit der furchtbaren Anklage: „Im Elend gestorben“. — — — Wenige Stunden später waren wir draussen und auf besonders stürmisches Bitten, auf besonders nachdrücklich klingenden Händedruck, ward unsere Bitte gewährt. Der alte, herabgekommene Hausmeister selbst führte uns ein in das düstere, schauerlich kalte Sterbegemach . . .

Aber was geschah da vor unseren Augen für ein Wunder?

Was wir auf dem ärmlichen Totenbett sahen, das war ja eine wunderholde, poesieumstrahlte Braut! Im Hochzeitskleide lag die Verklärte da. Ganz frisch und weiss sah es aus, ohne Makel. Und das Antlitz seiner Trägerin passte gar gut zu solch bräutlichem Festgewand. So weihevoll, so geadelt erschienen die Züge. Wie innere, verewigte Schönheit strahlte es daraus hervor . . .“

In dem Moment aber, als sich Boris der Leiche genaht, als er mit behutsam-ehrfurchtsvollem Griff die leichte Hülle von ihrem Antlitz hinwegzog, da stiess er einen Schrei aus — einen Schrei des Wahnsinns und des Jubels zugleich.

„Nadja, meine Braut! mein, mein doch noch im Tode!“ hallte es durchs Gemach.

Und neben der geschiedenen Frau, die, ihrem letzten Wunsche gemäss, in dem einzigen Prunkstück, das ihr geblieben war, in ihrem unbefleckten Hochzeitskleide, nun zur ewigen Ruhe einging, kniete er, den sie geliebt, und seine Küsse, seine Tränen wurden zum letzten Segen, den ihr die Erde gewährt. Wohl sahen die geschlossenen Augen es nicht mehr, doch noch im Jenseits musste sich ihre Seele daran laben.

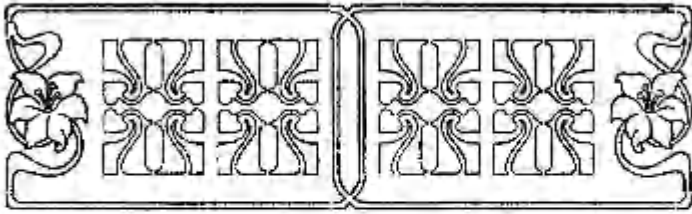
Auch er suchte sich dies Teilchen Ewigkeit zu erhalten. Er hat Nadja gemalt. Doch dieses Bild trug nicht den Titel: „Im Elend gestorben“ — nein, einen schöneren Namen: „Im Hochzeitskleide“.

Mit diesem Kunstwerk ward Boris Maximowitsch Natschakin ein berühmter Maler.



Simson und
Delila.





Ein Wahnwitz, dass man uns hier wochenlang gefangen hält! Erst das kleinstädtische Stillleben in Baden und nun diese Langeweile in einem Schutzhaus, tausend Meter über dem Meer! Wirklich, der Egoismus unseres gelehrten Erzeugers geht schon zu weit.“

„Aber Aglaja, begreifst du denn nicht, dass es sich um wissenschaftliche Studien handelt, dass Papa erst längere Zeit Beobachtungen über dieses Höhenklima machen muss, ehe er mit seinem kühnen Projekt: den Monte maggiore zum Luftkurort zu erheben, vor die Öffentlichkeit tritt?“

„Ja, wenn damit verbürgt wäre, dass wir dadurch plötzlich reich würden, dann . . . dann — meinetwegen! Aber uns zwei schöne, junge Schwestern zu Versuchskaninchen herzugeben, dazu sind wir doch zu gut. Diese Eintönigkeit hier oben bringt mich noch zum Verbrechen! Alle bösen Geister des Aufruhrs rief sie schon in mir wach. Ah, gäbe es doch gleich ein recht gewagtes Abenteuer! Ein richtig pikantes!

„Merkwürdig! Ich finde die Stille in der wunderherrlichen Natur so wohltuend. Erst hier, wo aller

Menschenlärm schweigt, hier fühle ich mich über mich selbst hinausgehoben, in Höhenregionen versetzt, wo alles Bittere und Hässliche der Vergangenheit tief unter mir liegt.“

„Verzeih' Célestine, wenn ich mich nicht in deine Lage hineindenken kann — — —. Wenn ich eine Törlin nicht begreife, die erst einem Nichtsnutz nachläuft, weil er ihre „einzige Liebe“ ist, sich heimlich mit ihm trauen lässt, dann aber sehr bald — pater peccavi! — ins Vaterhaus zurückkehrt, um von sicherem Hafen aus die Scheidung zu betreiben. Wahrhaftig, bei solcher Handlungsweise da steht mir der Verstand still.“

„Jawohl, weil du eben nur mit dem Verstande urteilst. Weil du kein Herz hast“

Das mehr und mehr erregte Gespräch wurde plötzlich unterbrochen. Man vernahm den Lärm eines heraufkommenden Autos. Und still, wie auf der Flucht, schlich Célestine sich ins Haus.

Aglaja hingegen, verharrte auf ihrem Platze. Einen vorteilhafteren Eindruck konnte der Besitzer des Kraftwagens schwerlich von ihren üppigen Reizen gewinnen, als hier, wo der blaue, sonnendurchflutete Himmel wie ein Glorienschein über ihr ausgebreitet lag. Und dass dieser erste Eindruck ein möglichst günstiger sein möge, das war Aglaja's brennendster Wunsch. So sehr interessierte sie gleich der grosse, starke Mann, der mit weltmännischer Eleganz und einer gewissen blasierten Würde seinem Töff-Töff entstieg. Ihre neugierigen Beobachtungen sagten ihr: das ist ein Reicher. Einer, der überall zu befehlen gewohnt. Und — was noch mehr! — ein richtiger Frauenkenner. War doch sein Blick sofort an ihrer Erscheinung haften geblieben, während er artig grüssend das Haupt entblösste. Dass

dabei ein bereits stark gelichteter Haarwuchs zum Vorschein kam, störte sie nicht. Im Gegenteil, es stimmte zu der Vorstellung, dass der Ankömmling ein Liebling der Frauen, d. h. ein lustiger Lebemann sei. Auch dass sein männlich-interessantes Gesicht einen gewissen Zug von Verlebtheit aufwies, der sich namentlich um die Mundwinkel, in der Gegend des kurzgehaltenen Schnurrbarts, und um die Augen bemerkbar machte, reimte sich ja dazu.

Jetzt war der Wirt des Schutzhauses herbeigeeilt. An der Art seiner Begrüßung des neuen Gastes merkte man wohl, dass dessen Ankunft als etwas besonders Ehrendes galt. Wie im Triumph geleitete man den Fremden ins Haus.

Ja, ja, das musste — eine Persönlichkeit sein!

Nach einer Weile konnte Aglaja bereits nähere Auskunft über ihn erhalten. Die Wirtin erzählte, es sei Graf Sygwarth, einer der reichsten und freigiebigsten Aristokraten. Nebstbei ein treuer Freund des Monte maggiore, den er mehrmals im Jahre aufzusuchen pflege.

Ob denn seine Frau ihn niemals auf solchen Ausflügen begleite? hatte Aglaja gefragt. Da aber machte die brave Hausfrau ein gar erstauntes Gesicht. Wie: das gnädige Fräulein wisse nicht, dass die unglückliche Gräfin seit Jahren unheilbar in einer Irrenanstalt dahinsieche?!

Fast hätte die neugierige Evatochter ihrer Verwunderung Ausdruck geliehen und gesagt: „Ja, warum lässt er sich denn nicht scheiden?“ allein sie verschluckte das voreilige Wort doch noch schnell. Denn schon war der Graf auf die Terrasse getreten und die freundliche Wirtin empfahl sich.

Da wusste sich Sygwarth dem schönen Mädchen geschickt zu nahen. Zwar lehnte dieses in lässiger Pose an der Balüstrade, seiner nicht achtend. Scheinbar ganz in den Anblick des Meeres versunken. Er aber, in Erwartung eines günstigen Moments, weidete sich einstweilen an dem köstlichen Sinnengenuss, den ihm die schwellenden Linien ihres jugendstrotzenden Körpers gewährten. Wie sie dann den Kopf wandte, begegnete sie seinen Augen, die brennend, verlangend, eine nur allzu kühne Sprache redeten. Seine Blicke waren — entkleidend und besitzergreifend zugleich . . .

Wie zufällig schaute sie nun einen Moment auf sein Binokel, das er am Riemen über seinem feschen Touristenanzug trug. Den Wink benutzend, eilte der Graf, ihr sein Glas zu überreichen, indem er sich vorstellte. Kaum aber hatte sie es an die Augen geführt, da griff er wieder eilig nach seinem Eigentum, indem er von rückwärts sich derart über Aglaja herabbeugte, dass er sie, ohne doch die Form allzu sehr zu verletzen, buchstäblich mit beiden Armen umschlossen hielt. Sollte es eine Art Tugendprobe sein? Er wolle nur die Sehweite des Krimstechers richten, entschuldigte er sich. Sie liess es geschehen. Sie dankte sogar. Nachdem sie dann ihre Schauenslust befriedigt, tat auch er noch einen Blick durch das Fernglas und rief begeistert:

„Glücklich, wer diese herrliche Rundschau immer geniessen darf!“

„Der Geschmack ist verschieden, Graf, gab sie schelmisch zurück. Ich meinerseits komme mir in dieser Einsamkeit vor, wie ein gefangener Vogel.“

Er lächelte bedeutsam: „Nun, wenn ein Vögelein Ihrer Art frei werden will, da bedarf's doch nur der

Schwungkraft. Ein Dach, da sich's nisten liesse, liegt ja nicht ausser dem Bereiche der Möglichkeit.“

Jetzt hielt Aglaja es für geraten, sich zurückzuziehen. Der Mond ging grade glutrot, in der Farbe feuerheissen Eisens, über dem Monte maggiore auf und spiegelte sich so im schlummernden Meere — : das grossartigste Schauspiel, das dieser Aussichtspunkt seinen Besuchern gewährt. Darauf hinweisend sagte sie schnippisch:“

„Es wird spät. Dichten Sie allein weiter. A revierci signor!“ Und fort war sie.

Bei der Abendtafel — man speiste an separierten Tischchen — machte Sygwarth keineswegs Miene, sich Doktor Prerau und dessen Familie vorzustellen. Aglaja, die er nur flüchtig gegrüsst, wusste nicht, sollte sie sich über diese hochmütige Nichtachtung ärgern, oder sein Benehmen als süsse Geheimbüdelei mit ihr ansehen. Da letzteres schmeichelhafter, so entschloss sie sich zu dieser Auffassung. O, sie wollte sich die gute Laune nicht verderben lassen! Und kaum, dass der Graf nach schnell beendeter Mahlzeit den Speisesaal verliess, da setzte sie sich sofort an den dort befindlichen Flügel und begann mit leidenschaftlich bewegter Stimme das so treffend vertonte, sinnbetörende Lied M. Zucco-Cucagna's:

„O, wenn ich wüsste, dass ein Märchenlied
In deinem Herzen leisen Nachhall fände,
Ich sänge bebend dir mein bestes Lied —
Das hat kein Ende.

O, wenn ich wüsste, dass ein heisses Wort
Dir jeden Nerv mit Flammengesseln schläge,
Wohl tausendfaches heisses Liebeswort
Die Lippe trüge.

O, dass du wüsstest, dass du auch nur ahnst,
Wie mir mein Dichten innerstes Erleben —
Wie ich mich dir mit jedem kleinen Lied
Berauscht gegeben!“

Ein schallender Applaus lohnte den Vortrag. Natürlich war Graf Sygwarth in den Speisesaal zurückgekehrt, sobald er den wunderbaren Gesang vernahm. Nun ging er auch, wie überwältigt, auf Aglaja und deren Familie zu, ja er geizte nicht mit dem Ausdruck seiner höchsten Bewunderung für „das phänomenale Talent“.

Als beide Schwestern später ihr Lager aufsuchten, entspann sich ein abermaliger, heftiger Wortwechsel:

„Aglaja, wie konntest du nur so kokett und herausfordernd gegen diesen Fremden sein!“ schallt Célestine.

Die andere aber liess sich garnicht einschüchtern. „O, aus dir spricht wohl der Neid? Wie? Sei ganz ruhig, ich werde schon wissen, was ich zu tun habe und wie weit ich gehe. Für's erste genügt mir's, dass Sygwarth sterblich in mich verliebt ist . . . Du sollst sehen, wenn ich's darauf ansetze, macht er mich noch zu seiner Gemahlin. „Frau Gräfin!“ Garnicht übel.“

„Bist du von Sinnen? Hörtest du nicht, dass er verheiratet ist?“

„Gewiss, aber — mit einer Geisteskranken, einer Unheilbaren! Da liesse sich doch genügender Grund zur Scheidung finden, glaube ich. Und könnte er auch kirchlich selbst keine zweite Ehe eingehen, was tut's? wozu hat man denn die schöne Institution der — Zivilehe. Gleichviel: beim Heiraten geht es zu, wie auf der Jagd. Der Jäger muss nur hübsch kaltes

Blut wahren. Der balzende Auerhahn aber, ist und bleibt — taub Doch nun, gute Nacht.“

Mählig begann die Sonne zu sinken. Der nächste Tag neigte schon seinem Ende entgegen. Rosiger Abendschein malte phantastische Gebilde, die der Meeresspiegel, doppelt traumhaft wiederstrahlte. Es lag etwas von Wundern und Rätseln in der Luft, wie immer, wenn des Alltags scharfgezogene Grenzen verrinnen

Das goldige Haar frei den letzten Strahlen der Sonne preigebend, die Handschuhe lässig mit der Rechten zu einem schmalen Streifen zusammengedrückt, dessen leise Schwingungen den Rhythmus ihrer sanft gleitenden Bewegungen im Gehen noch erhöh'n, so schreitet Aglaja durch den schattenden Wald, der den Weg zur Spitze des Berges krönt. Wie plötzlicher Ermüdung nachgebend aber, schmiegt sie sich gleich schon in die einladende Vertiefung eines der weichbemoosten Kalkgesteine, die hier rechts und links — den Karstcharakter während — in chaotischer Wirrnis vom Boden aufragen.

Da sitzt denn das schöne Mädchen, einer Waldnympe gleich, des eigenen, unentrinnbaren Zaubers nur allzu bewusst. Und richtig kehrt auch Graf Sygwarth grade jetzt von seiner Bergtour heim. Freudig überrascht bleibt ihm das rechte Wort in der Kehle nicht stecken. Indem er galant die Hand des jungen Mädchens küsst, sagt er enthusiastisch:

„Sie tragen nicht umsonst Ihren Namen, den einer Grazie, Fräulein Aglaja. Ihre Schönheit ist wie ein Jubelakkord. Er stimmt zu all der süßen Harmonie, die dieser wundersame Abend ausströmt.“

„Bitte, nur keine Poeten-Verhimmelung!“ droht sie mit erhobenem Finger. „Sagen Sie mir lieber, werter Troubadour, wie ich in mein eigenes Dasein Harmonie hineinbringe. Das interessiert mich mehr, als lose Schmeichelei“.

Ein Lebemann wie dieser, der sich berechtigt glaubt, jeder Frau in Paschalaune sein Taschentuch zuzuwerfen, ja ihr damit noch eine besondere Ehre zu erweisen meint, ein Mann, so voll zynischer Verachtung der Frauen, wie der, der lässt sich ein einmal eingeräumtes Vorrecht nicht wieder entreissen. Durch ihr Entgegenkommen also kühn gemacht, zieht Graf Sygwarth jetzt in raschem, heissem Griff Aglaja an sich. Und in feurigen Worten flüstert er ihr ins Ohr:

„So sei nicht töricht, schönes Kind. Komm', komm' zu mir! Sollst sehen, ich bette dich so weich, wie du dir's nicht träumst. Ja: komm! Vergiss nicht, ich wohne in Wien im eigenen Palais, Reiserstrasse 10.

— — — Statt aller Antwort riss Aglaja sich mit einem Entrüstungsschrei los und jagte davon.

— — — — —

Zwei Wochen später. Im gräflich Sygwarth'schen Palais wird der betresste Schweizer in vorgerückter Abendstunde aus seinem dumpfen Brüten aufgeschreckt. Scheu fliegt eine schlanke, tiefverschleierte weibliche Erscheinung an ihm vorbei und stürmt die Stiege hinauf. Er schüttelt den Kopf. An Frauenzimmer war er hier gewöhnt. Es kamen und gingen ihrer viel in diesem Haus. Das verschleierte Rätsel jedoch, das er soeben gesehen, das hatte nichts mit den andern gemein . . . So ganz ohne jedwede Selbstsicherheit . . .

So gar kein Applomb. So gar kein Frou-frou seidener Unterkleider! Nein. Das konnte weder eine Welt- noch eine Halbweltdame sein. So stümperhaft pflügten weder die einen noch die andern auf galante Abenteuer auszugeh'n.

— — — Droben, in den Prunkgemächern des ersten Stockwerks aber, gab's ein noch grösseres Staunen, eine tollere Überraschung.

Graf Sygwarth, der sich kurz zuvor mit seiner Operetten-Diva auf Leben und Tod entzweit, flog jetzt förmlich in die Höhe, als täusche ihn eine Halluzination. Sein heissester Wunsch war erfüllt — Aglaja stand vor ihm!

So also liebte sie ihn! So gross war ihre Leidenschaft, dass sie alles Hemmende wie ein Wirbelwind umstiess, sich dem Vaterhause entriss, zu ihm flüchtete. — — — Nun war sie gekommen, um sich ihm mit all ihren Reizen zu schenken. Ihm allein! Und das allerreizendste dabei war die süsse, scheue Befangenheit, die sie ihrer Rolle so garnicht gewachsen erscheinen liess. Das lieb der Situation so eigenartigen, niegekannten Zauber.

Im nächsten Moment sagte er dem „unerfahrenen jungen Ding“ all die ewig-alten Liebesphrasen, mit denen er vor ihr schon so viele andere betört. Nur sprach er's dieses Mal wohl mit mehr Lust, mit überzeugenderer Wärme im Ton, als sonst. So klang es denn auch wahrhaft berückend, wie er, im Momente höchster Leidenschaft sogar die klassischen Worte des verliebten Gyges deklamierte: „Ich bin ein Wurm der Erde, der einen Stern anbetet!“ Ja, wirklich, so vielen Aufwandes an Zeit und Mühe hielt er sie wert. Mit andern hatte er sich's bequemer gemacht. Allein

Aglaja war auch mit denen allen nicht zu vergleichen. Ihm erschien sie bald als das Ideal elementarer Jugend- und Schönheitsgewalt, welcher das höchste Mass von Leidenschaft innewohnt.

Das steigerte sein heisses Begehren zur Raserei. Und als Aglaja endlich, das schöne Haupt in Schlummer und Träume gewiegt, dalag, wie zu Tode erschöpft, da kniete er vor ihr und flehte mit zitternden Lippen:

„O, meine Gottheit, gehe nicht von mir!“

Ja so sehr war es ihm damit schon ernst, dass er, der blasierte Zweifler, verliebt wie ein Gymnasiast, jetzt plötzlich an die Dauer der Liebe glaubte. Jawohl: ewig, ewig, würde Aglaja ihn lieben!

— — — Statt dessen, welch' ein Schlag. Erwachend, sieht er das Gemach leer. Nichts als der Duft ihrer Persönlichkeit blieb hier zurück — sie selbst ist entflohn!

Ha, da raschelt's unter seinen tastenden Fingern, die wühlend suchen Ein Brief lag unter ihrem Kopfpolster versteckt.

Wie in Fieberhast war Sygwarth emporgesprungen und mit dieser Botschaft ans Fenster geeilt. In irrem Schmerze begann er zu lesen — — —

Ja, was war denn das für ein wahnwitziger Einfall? Sie fühle, so schrieb Aglaja, dass die Schmach, die sie erduldet, eine unerträgliche sei. Nie, niemals, könne sie sich vergeben, was sie aus blinder Liebe zu ihm gefrevelt. Die einzige Sühne blieb, dass sie ihr Leben, dies entwertete, ehrlose, freiwillig dahingäbe, dass sie durch selbstgewählten Tod sich von der namenlosen Schande reinige. „Suche mich nicht“, schloss der Brief, „denn nirgend wirst Du meine Spur

mehr finden. Ich sterbe an dieser Liebe zu Dir, die mir mehr gegolten als Tugend und Leben. Darum, Geliebter, vergiss nie

Deine unglückselige Aglaja.“

— — — Was galt ihm nunmehr das Was-wird-man-sagen? O, er, dem dieses Weib sich einmal zu eigen geschenkt, er lässt sich solchen Schatz nicht wieder entreissen!

Ein ganzer Tross eigener Dienerschaft, die Polizei und zahlreiche Geheimagenten wurden in Bewegung gesetzt. Leider nur zerbrachen alle diese Leute sich vergebens den Kopf.

Totmatt, seiner selbst nicht Herr, raste der Graf endlich zur Bahn, wo er den erstbesten Zug nahm, der nach Baden abging. Wie er sich nämlich plötzlich erinnerte, musste Dr. Prerau nun bereits dorthin, als an seinen ständigen Wohnsitz, zurückgekehrt sein. Vielleicht dass Aglaja den Eltern ein letztes Lebewohl gesagt, ehe sie in den Tod ging — — —

Wie ein Dieb schlich er sich gleich darauf durch das offen stehende Gartentor der Villa Prerau. Einen Moment musste der starke Mann stehen bleiben — die zitternden Knie trugen ihn nicht weiter.

Da — wer beschreibt sein Erstaunen, seine Seligkeit — da sieht er mit einemmal die Ersehnte, mit ihrem berückenden, leise wiegenden Gang auf sich zukommen . . . Ein Schrei, ein halb tierischer Siegeslaut — und er presst sie an sich — — —

„Ich lasse Dich nicht!“ keucht er. Aglaja, kehre zu mir zurück!“

Jetzt ist Graf Sygwarth zu jeder Bedingung bereit. Zu jeder! Sie weiss es nur zu wohl. Nun kennt

er Mittel und Wege, nun macht er selbst das Unmögliche möglich

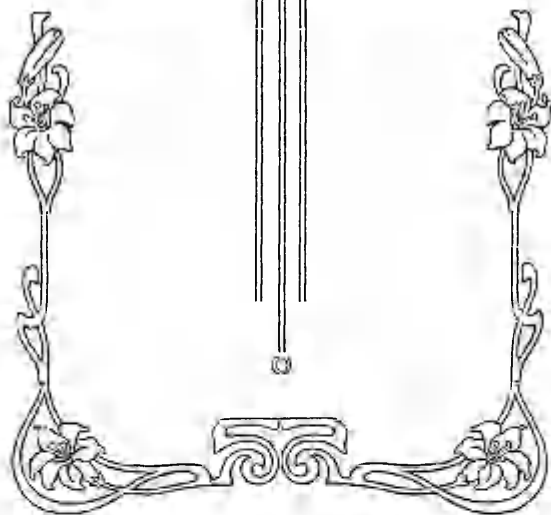
Seine Scheidung war bald vollzogene Tatsache. So stand denn seiner Wiedervermählung, ja sogar einer kirchlichen Trauung, nichts mehr im Wege, denn der klerikale Graf hatte sich rechtzeitig zum Protestantismus bekehrt. Und noch eher als gehofft, sah sich Aglaja, als Gräfin Sygwarth am Ziel.

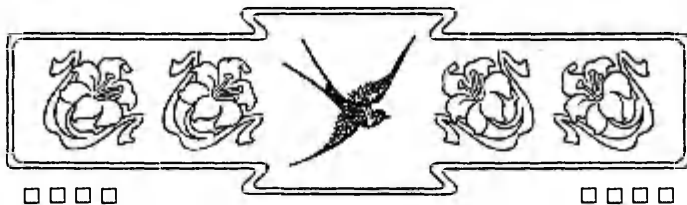
Delila hatte Simson besiegt!





Die
Stimme der Stille.





○, wie sie sie hasste, diese geisttötende, lärmende Geselligkeit im Hause ihres Vaters, dem sie — früh der Mutter beraubt — als einzige Tochter des reichen Generals Stapulin vorzustehen hatte. Mit ihren fünfundzwanzig Jahren und dem ernstesten, nach innen gerichteten Sinn, verlangte Olga Nikolajewna mehr. Sie suchte das Wesen — man bot ihr nur Schein.

Und darum ekelte ihr bei den banalen Schmeicheleien ihrer zahllosen Verehrer. Wusste man doch nie, ob die „Anbetung“ ihr selbst, oder lediglich der grossen Mitgift galt, die sie in den Augen der jeunesse dorée verkörperte.

Einem freilich — dem hätte sie geglaubt. Von dessen uneigennütziger Liebe war sie instinktiv überzeugt. Und doch berechtigte die soziale Stellung grade dieses Anbeters wohl am meisten zu Zweifeln in ihre Echtheit. Denn der bescheidene Gesangsprofessor Ercole Dortina hätte, mehr als jeder andere, ihr Vermögen gebraucht. Sie wusste es. Aber ebenso klar glaubte sie auch den Adel seiner Gesinnung zu erkennen. Wie scheu mied er jedes Wort, das seine erwachende Leidenschaft zu verraten gedroht, obzwar die stumme Sprache seiner

brennenden Augen ihr Unsagbares zuflüsterte. Ja, auch in seiner Kunst hatte er sich ihr mehr denn einmal als ein Gott offenbart. Als gewaltiger Herrscher der mit ihr, seinem Geschöpf, tun und lassen konnte, was ihm beliebte. Aber wenn die wundersamen Harmonien verstummt, in denen beider Seelen der Wirklichkeit entrückt, dann war er gleich wieder der demütige „kleine Mann“, den man für seine Dienste bezahlte, wie den erstbesten Untergebenen, ja den ein unüberbrückbarer Abgrund vom Gegenstande seiner Liebe trennte Oft schien er durch diese Verhältnisse verdüstert, fast lebensüberdrüssig. Ja, hin und wieder vergass er sich so weit, seine vornehme Schülerin mit Blick und Wort förmlich einzuschüchtern.

Auf die Dauer ward ihr der ewige Wechsel versteckter Glut und zur Schau getragener Eiseskälte zu viel. Sie wollte die Sachlage klären, um jeden Preis. Und als er ihr dann gelegentlich erzählte, dass sein wahrer Familienname eigentlich „Lavarone d' Ortina“ hiesse und er einem uralten, historisch-berühmten italienischen Adelsgeschlecht entstamme, da sah sie ihn lächelnd an und entgegnete: „Wozu sagen Sie mir das, Maëstro? Es macht mir den komischen Eindruck, als legte ein König sich bunte Narrenkleider und klingende Schellen an, um dadurch die Aufmerksamkeit der Menge zu erregen. Sie sollten wissen, dass Ihr künstlerisches Gottesgnadentum in meinen Augen mehr gilt, als all die morsche Ahnenherrlichkeit!“

Wie berauscht von diesen Worten, murmelte er etwas Heiss-Bewegtes in den melodiosen Lauten seiner Muttersprache, riss aber gleich in nervöser Hast die Noten vom Klavier und verabschiedete sich, indem er ihre Hand lange leidenschaftlich küsste. Das war seine

einzig Antwort, sein einziger Dank. Er schien zu bewegt, um seinen Gefühlen Ausdruck zu leihen! Aber wie einen Wonnetrunkenen sah sie ihren Abgott hinauseilen.

Noch am nämlichen Abend entdeckte Olga Nikolajewna sich dem Vater. Eigentlich in der Voraussetzung, dass dieser längst schon erraten, was all die letzte Zeit über in ihr vorgegangen. Wie oft hatte der General dem Gesangunterrichte beigewohnt. Wär's möglich, dass er keinen der vielsagenden Blicke aufgefangen, die Lehrer und Lernende so häufig gewechselt? Das alte Soldatenherz aber, das ebensowohl jeder Sentimentalität, wie der Kunst selbst, völlig fremd blieb, erwies sich nun leider als ganz ahnungslos, ja auf's peinlichste berührt. Die erste Regung, die das Geständnis der Tochter hervorrief, war ein jähes, heftiges Aufbrausen. Stapulin wusste nichts und wollte nichts von der Sache wissen! Wenn Olga keinen der ihm genehmen vornehmen Bewerber erhörte, so sei's ihre eigene Schuld, dass sie wahres Glück verscherzte. Dieser bezahlte Schulmeister aber, dieser Hungerleider und Partienjäger, der werde niemals sein Schwiegersohn!

Sobald diese erbitterte Auseinandersetzung beendet, schrieb Stapulin einen kurzen, aber vielsagenden Brief an den Professor. Er schloss das Honorar für einen weiteren Monat bei, mit der klaren Weisung, dass er den Unterricht seiner Tochter von heute an als für immer beendet ansähe. Mochte der Adressat sich selbst aus dem verborgenen Inhalt des Schreibens einen Vers machen. Die Hauptsache musste erreicht, die Gefahr einer Begegnung mit seinem Kinde von diesem abgewandt sein . . . Dass der, gleich einem entlohnnten Lakaien entlassene Maëstro sich nicht mehr blicken liess, schien Olga ebenso selbstverständlich, als unerträglich. Wie gern hätte sie

ihm ein schriftliches Trostwort gesandt, ihn ihrer Liebe und Treue versichert. Aber alle Heimlichtuerei war ihrer wahrheitsliebenden Natur so verhasst. Und dann — wo hatte er ihr jemals einen Anhaltspunkt gegeben, der sie seiner Gegenliebe so gewiss sein liess? Blicke, auch die züdensten, pflegen leider vieldeutig zu sein. Wie leicht kann man in ihrer Deutung fehl gehen Und selbst gestern, als ihre unverhohlenen ausgesprochene schmeichelhafte Meinung über Dortina's Persönlichkeit, diesen sichtlich so beglückte, selbst da hatte er ihr nicht von Liebe gesprochen, ihr in keiner Weise ein Geständnis gemacht — — — Wie? wenn also alles nur ein Traum war? Ein Traum lächerlicher weiblicher Eitelkeit?

— — Langsam, endlos begannen Stunden und Tage sich zu dehnen. So grau der Himmel — ach, kein Schimmer von Licht! Ihr war alles einerlei. Sie welkte dahin.

Endlich fand sich in ihrem schon erstorben geglaubten Herzen dennoch wieder Raum für einen Wunsch. Mit der Unrast eines Fieberkranken, der seine Pein zu lindern meint, wenn er sich im Bette hin- und herwirft, begann Olga sich nach etwas Neuem, Unbekanntem zu sehnen. Sie verlangte nach Ortsveränderung. Der Arzt kam diesem Sehnen voll Verständnis entgegen. Er überliess auch die Wahl des Kurortes ihrem Geschmack. Nur eine Bedingung hatte er gestellt: der Süden allein dürfe bei der Entscheidung in Betracht kommen. Das stimmte. Es lockte sie eine lichte Vision: die Krim! Dieses paradiesische Gestade des schwarzen Meeres. Dort, wo noch ein Hauch antiker Schönheit um die Kurgane (Grabhügel) alt-hellenischer Ansiedler weht. Dort, wo die Wunder des Okzident mit denen des Orient in einander verschmelzen

Das als modernes Seebad neuerblühte Feodosia, war der frühen Jahreszeit wegen, noch fast menschenleer, als General Stapulin mit seiner Tochter eintraf. Letzterer schien das besondere Freude zu bereiten. Auch wollte sie nicht in einem der fashionablen Hôtels absteigen, sondern wählte als Wohnsitz eine schöne, einsam gelegene Villa, von deren Balkonen aus man eine wunderbare Rundschau genoss. Als Olga sie zum ersten Male betrat, fühlte sie sich hier förmlich wie gebannt.

Im Vorgärtchen spielte ein etwa sechsjähriges Mädchen, voll feuriger Schönheit. Das wilde Ding trug einen Zweig glutroter Gladiolen im schwarzen Lockenhaar, tanzte und begleitete die rhythmischen Bewegungen seiner feinen Glieder mit einem eigenartigen Gesang. Dabei hielt sie ihr fadenscheiniges, grellfarbenedes Röckchen mit den Fingerspitzen gefasst und schwenkte es, graziös wie ein Ballerina, hin und her. Die Zuschauerin musste an den Reinkarnationsglauben der Okkultisten denken. Gemahnte nicht dies Kind an eine griechische Bacchantin?

Weitergehend stiess sie dann aber gleich auf ein Stück gesunder Alltagspoesie. Da sass nämlich, in schattiger Laube ein wenig versteckt, die Familie des Villenbesitzers Fomin, einfache Leute: Mann und Frau, letztere mit einem pausbackigen Buben auf dem Schoss und — um das Idyll zu vervollständigen — auch die junge hübsche Magd, ganz patriarchalisch den Gebietern zugesellt. Man sah, welch' köstliche Eintracht hier waltete. Der Hausherr, dem man den einstigen feinen Kammerdiener anmerkte, erhob sich devot und frug, was das gnädige Fräulein wohl wünsche. Sobald er jedoch erfuhr, dass Olga mit der Absicht hier zu mieten, das Haus besichtigen wolle, überliess er's seiner Frau, die Zimmer zu zeigen, während er selbst sein behagliches

Plätzchen wieder einnahm und mit der Magd in der Laube zurückblieb.

Die freundliche Führerin, aus deren blassem Gesicht Arbeit oder Leid jede Spur von Jugendreiz frühzeitig verwischt, machte ihre Sache so gut, dass Olga, welcher der Vater völlig freie Hand bei der Auswahl gelassen, sich sofort für die reizende Wohnung entschied, die das erste Stockwerk darbot. Nach der einen Seite hin, boten dessen Zimmer eine grossartige Fernsicht auf den Tschatyr-Dag und den Kemal-Agerek, die beiden höchsten Schneekoppen des Jaila-Gebirges, dieser älteren, isolierten Kalksteinformation, die sich durch den südlichen Halbinselansatz hinzieht und die steile Südostküste der Krim bildet, während jüngeres Kalkgebirge in malerischen Berg- und Höhenzügen als Vorstufe zu ihnen aufsteigt. Nach der anderen Seite überschaute man — von einem der zahlreichen Balkone aus — das lichtflimmernde, seinem Namen entsprechende, wirklich schwarze Meer.

Sogar der so nüchtern veranlagte General war von so viel Mannigfaltigkeit und Schönheit auf's höchste überrascht und gestand gern, dass er selbst nichts Herrlicheres ausfindig zu machen gewusst hätte.

Welche Wonne für das trauernde Mädchenherz, sich in diese göttlich-belebte Wunderwelt zu verlieren. Der flammende Sonnenschein und sein Wiederstrahl im Firnschnee der Berge, im Spiegel des Meeres, erschien ihr stets auf's neue wie eine Verheissung vom Siege des Lichtes über die Finsternis. Stundenlang durchwanderte Olga wonnige Einsamkeiten, unbeschreibliche, niegeahnte Eindrücke in sich aufnehmend

Eines Tages überraschte die mutige Fussgängerin bei solcher Gelegenheit ein Gewitter, wie es in jenen südlichen Gegenden oft mit ungeahnter Heftigkeit losbricht.

Weit von ihrer trauten Behausung entfernt, sah sie sich angstvoll nach einem Zufluchtsort um, als sie, unweit des Weges eines Häuschens gewahr ward, das halb versteckt unter grossen Bäumen und einem verfallenen Mauerrest dalag.

Kaum war sie eiligen Schrittes darauf zugeeilt, als ein älterer Mann, offenbar der Bewohner oder Eigentümer, freundlich grüssend auf sie zutrat und sie nötigte, unter seinem Dache Schutz zu finden. Seiner äusseren Erscheinung nach, war er ein unscheinbarer, den niederen Ständen angehörender Mensch. Das Gesicht zeigte gewöhnliche, fast unschöne Züge. Aber dennoch ging etwas Hoheitsvolles von diesem Antlitze aus. Die Augen, denen ein verinnerlichter Blick eigen, schienen in der Seele des andern zu lesen. Und seine Stimme hatte einen Klang, als spräche sie mit jedem freundlichen Wort — einen Segen. Wie schnell vertiefte sich, im Zusammensein mit ihm, das Gespräch! Er war keineswegs gelehrt, aber doch himmelhoch über das Gewöhnliche hinausstrebend.

Seltsam: dieser Fremde, den sie heute zum ersten Male sah, der hatte nach ihrer Seele gefragt! Das tat bisher keiner, dem es nicht von berufswegen — sei's als Geistlicher oder Lehrer — eine Pflicht gewesen. Und selbst dann war es noch immer erzwungen und gekünstelt genug herausgekommen. Dieser Mann hier aber, schien alles mit anderen Augen anzusehen — — —

„Dieses Leben auf Erden“, so sagte er, „ist ja nicht unser wahres Sein, sondern dessen Schatten nur. Die Menschen aber verwechseln Wesen und Schein. Das macht sie unglücklich.“ *

* Nach Dr. Franz Hartmann's: „Aus den Notizen eines Rosenkreuzers“.

Und als seine Zuhörerin erstaunt frug, wo sich ihm solche Lebensweisheit offenbart, da entgegnete er demutsvoll, aber fest:

„Der Mensch soll in sein eigenes Inneres schauen, wie durch ein feines Glas. Ohne dieses sieht er nur grobe Abdrücke von Bildern. Die Erkenntnis der Wahrheit scheidet den Tag von der Nacht, das Licht von der Finsternis, den Irrtum von Wahrheit. Dies ist das Werk des Gottessohnes in uns. Es ist die Liebe des himmlischen Vaters, die uns erhebt, erweitert, erlöst. Nur wo alle Stimmen schweigen, wo keine selbstsüchtigen Begierden, keine Vorurteile, Habsucht, Neid, mehr herrschen, wo keine persönliche Neigung oder Abneigung zu diesem oder jenem Ding die Seele mehr binden, da wird die Seele frei und eins mit dem Geiste der Wahrheit. Da vernimmt sie die Stimme der Stille.“ *

„Die Stimme der Stille“, leise und feierlich hatte Olga diese Worte wiederholt, wie im Selbstgespräch. Dann wandte sie sich begeistert an den neuen Apostel: „Die Stimme Gottes, die Stimme der Seele, nicht wahr, das ist's, was Ihr aus den heiligen Schauern der Stille vernehmt? Verstehe ich so recht?“ Und als sie ihn bejahend das Haupt neigen sah, rief sie aus: „O, wundersamer Mann, wie glücklich Ihr seid, dass Ihr Euch so der steten Innewohnung Gottes in Eurer Seele bewusst! Aber sprecht: bleibt nicht auch Euch trotzdem an irdischem Glück gar manches versagt?“

„Der Mensch muss leben, um zu sterben und sterben, um zu leben“,** klang die rätselhafte Antwort.

* Nach Dr. Franz Hartmann's: „Aus den Notizen eines Rosenkreuzers“.

** Ebendasselbst.

„Allein, warum gewährt uns Gott so oft selbst nicht das, was an sich doch nur gut, schön und erhaben genannt werden kann?“

„Die Menschen versuchen ihre Seelen durch Ungenügsamkeit. Was sie haben, ist Ihnen zu wenig und sie erkennen es nicht, weil es Wahrheit ist. Was sie aber nicht haben, das möchten sie in ihrer Verkehrtheit besitzen. Geistige Demut ist Begierdenlosigkeit, d. h. die Zufriedenheit mit dem, was wir haben . . . Für den Menschen, der sich in Wahrheit erkennt, hat alles keinen Wert . . . Ein Wort der Wahrheit macht die kranke Seele gesund.“*

Lange und viel sprachen sie noch mit einander, diese Zwei, die sich nie vorher gesehen und die sich vielleicht nie wieder begegnen sollten. Aber im Geiste des jungen Mädchens fanden die Worte des gereiften Mannes eine wundersame Resonanz. Das Leid ihrer Liebe hatte die Eindrucksfähigkeit bei ihr so verschärft. Unter anderen Umständen wäre ihr solcher Seelendurst wohl kaum je gekommen.

Nun aber hörte sie mit nimmermüder Spannung, was der merkwürdige Weise ihr von der uralten Sekte jener christlichen Mystiker erzählte, die schon im XVI. und XVII. Jahrhundert von sich reden gemacht. Sie nannten sich „Rosenkreuzer“, um damit auszudrücken, dass das Tierisch-Menschliche an's Kreuz geheftet werden solle, damit „die Rose des Glaubens“: das Göttlich-Menschliche, durch Selbsterkenntnis daraus hervorblicke.

Äusserlich durch das Einschleichen unlauterer Elemente aufgelöst, gälte der Orden nunmehr als nicht

* Nach Dr. Franz Hartmann's: „Aus den Notizen eines Rosenkreuzers“.

C
ke
Ha
so

existierend. Wie man erzählt, seien die letzten Mitglieder nach Indien ausgewandert. Manche Forscher behaupten, dass Herder und Stilling die letzten Vertreter dieser Glaubensrichtung waren. In Wirklichkeit aber — so betonte der Begeisterte hier — bestehe die Lehre der „Rosenkreuzer“ bis auf den heutigen Tag. Sie bestehe und müsse bestehen, denn ein „Rosenkreuzer“ sei eben nichts anderes als — ein wahrer Christ.

Längst schon hatte das Gewitter ausgetobt Es war Zeit an den Heimweg zu denken. Und, dankerfüllten Herzens, schied Olga von ihrem neuen Freunde. Er gab ihr auch noch ein wundersames Buch mit, das Jakob Böhme, den grossen Mystiker, zum Verfasser hatte. Eben jenen Weisheitslehrer, der, seiner sozialen Stellung nach, nur ein Schuster gewesen, von dessen seelischen Schauungen aber hernach die grössten Philosophen ihren Denkerschatz bereicherten.

Daheim hatte man sich die Abwesenheit Fräulein Stapulins nicht zu erklären vermocht. Nach allen Richtungen hin, waren Boten um sie ausgesandt. Nun man über die Vermisste glücklich zurückgekehrt sah, schwand die Furcht. Der eben noch so angsterfüllte Vater frug nicht, was sich weiter zugetragen. Genug, dass seine Tochter während des Gewitters ein Obdach gefunden und unverseht heimgekehrt war.

Von dem wundersamen Seelenerlebnis zu reden, war davon so heiss Erfassten unmöglich. Es sollte, ihr verborgen, heilig gehalten sein. „Die Stimme der Natur“ musste sie weiter belehren.

Als sie in ihrem Zimmer angelangt, blieb ihr jedoch eben Zeit zur Sammlung. Mascha, die quecksilbrige Tochter, deren städtisches Gebahren und Aussehen nicht in dies friedliche Heim hineinzupassen schien,

kam mit einer Bitte. Das gnädige Fräulein möge ihr für ein Weilchen folgen, damit sie ihr einen wunderschönen Anblick gewähre.

Wenige Minuten später, fühlte sich Olga denn auch wirklich tief ergriffen, durch das, was sich ihren Blicken darbot.

Geheimnisvoll in den Garten geleitet, über dem der Mond in vollem Glanz erstrahlte, während der See, durch die Lichter der ihm umgebenden Villen, wie mit unzähligen Feuerfunken übersät schien, fühlte sie sich jetzt am Arm erfaßt und mit sanfter Gewalt zum Stillstehn gezwungen. Durch das unverhängte Fenster des Erdgeschosses sah man in die Wohnung Fomins, wo grade die Mutter mit ihren Kindern das Nachtgebet verrichtete. Die kleine Lisotschka, die sonst so wilde Tänze aufzuführen liebte, war jetzt andachtsvoll, wie ein Engel anzusehen. Sie kniete, nur mit dem Hemdchen bekleidet, am Boden, die ganze kleine Gestalt reglos, den Kopf mit den schönen, ausdrucksvollen Zügen und den brennenden Augen, verzückt nach oben gerichtet. „Welche von beiden wird wohl in der Doppelnatur dieses Kindes einst siegen: die der Bacchantin, oder die des Engels?“ durchzuckte es Olga. Petja, der Zweijährige, hatte es sich bequem gemacht. Der kauerte in seinem weichen, warmen Bettchen, indes seine schlaftrunkenen Lippen scheinbar verständnislos die Gebetsworte lallten. Die Mutter aber sah aus, als trüge sie einen Heiligenschein um's abgehärmte Haupt, so von innerlicher Schönheit war diese Frau, mit dem grauen Alltagsgesicht, jetzt überstrahlt.

Als die ergriffene Zuschauerin sich endlich umsah, bemerkte sie, wie selbst dem kecken jungen Ding neben ihr die Augen feucht geworden. „Es ist zu rührend, so ein Kindergebet“, meinte Mascha, halb entschuldigend,

„und die Mutter ist eine Heilige, die wahrlich ein besseres Los verdiente.“

Dieses Mädchen, das einst im Dienste einer grossen Herrschaft eine, wie es schien, recht erfolgreiche Lehrzeit des Leichtsinns in Paris genossen, hatte sonst nicht den Eindruck überstarken Gefühlsreichtums gemacht. Wie aufrichtig also musste sie der Familie Fomin zugetan sein! Das machte wohl diese wohltuende Ruhe des Landlebens, dieses friedlich-harmonische Zusammenleben mit guten Menschen, dass man — jeder in seiner Weise — „die Stimme der Stille“, die Sprache des innewohnenden Gottes, vernahm und dadurch gebessert ward

Olga selbst gab sich den neugewonnenen Eindrücken immer rückhaltsloser hin. Sie las oft und viel aus dem Buch, das ihr seltsamer Meister ihr mit auf den Weg gegeben. Mehr und mehr schon glaubte sie nun wirklich jenen „einen festen Punkt“ gefunden zu haben, von dem einst Archimedes gesagt: „Gebt mir den und ich will die Welt aus den Angeln heben!“

Mittlerweile waren neue Bewohner in der Villa eingezogen: eine sehr reiche Fabrikbesitzerswitwe, Frau Anna Petrowna Linsky, mit ihrer blutjungen Stieftochter, Zenaida Gawrilowna und deren Gatten, einem schönen, flotten Kavallerie-Offizier, Graf Roman Romanowitsch Komorenko. Man sah es letzterem an, mit welchem Behagen er sich allen Genüssen des Reichtums hingab. Wie die allwissende Mascha nämlich herausgebracht und unaufgefordert erzählt hatte, war er ein durch noble Passionen herzlich verschuldeter Lebemann gewesen, der sich nur durch diese Geldheirat aus der Klemme gezogen. Die kleine Gräfin aber blickte so glückstrahlend zu ihm auf, dass es Olga oft weh tat, im Vergleich mit ihrem eigenen traurigen Liebesschicksal.

Der Rittmeister musste in der Tat ein liebenswürdiger Mensch sein. Sah man ihn doch stundenlang mit seiner Schwiegermutter auf dem Balkon sitzen und geduldig mit ihr Schach spielen. Dabei ging es ganz ungeniert, wie zwischen Mutter und Sohn zu. Er hatte die weisse Sommeruniform über der Brust so weit auseinander geschlagen, dass man das Hemd sah. Sie sass ihm gegenüber, in einem ungläublichen Négligée, das die alternde Frau durchaus nicht verschönte. Noch dazu setzte sie, wenn es besonders scharf zuzuschauen galt, eine altmodische, entstellende Brille auf. Kurz — Eitelkeit schien ihrer beider Sache nicht!

Diesen Anblick nun hatte man täglich. Immer entfaltete dieser Muster-Eidam eine rührende Aufmerksamkeit gegenüber der Schwiegermama. Nur eines hatte sich allmählich geändert: die junge Gräfin, die anfangs stets mit sichtlichem Interesse dem Spiele gefolgt war, sie blieb ihm jetzt fern. Man sah sie entweder allein, an einem der Fenster ihres Salons vor sich hinbrüten, oder auch auf einsamen Spaziergängen begriffen. Ja, was noch auffallender: sie hatte oft merklich verweinte Augen.

Als Olga einmal mit der alten Dame in's Gespräch kam, machte Anna Petrowna allerlei Anspielungen auf die „gewissermassen begreiflichen“ Nervenzustände der Tochter. Bei dieser Gelegenheit sprach sie zugleich voll Wonne von der frohen Aussicht bald Grossmama zu werden.

Dann erzählte die Vielgeschwätzig, dass seit einigen Tagen hier in Feodosia eine immens reiche Fürstin aus St. Petersburg eingetroffen sei. Ihre Toiletten, sowohl wie der riesige Hofstaat, bildeten die Sensation des Badeorts. Das Sehenswerteste sei übrigens der göttlich-schöne italienische Maëstro, den die Prinzessin mitgebracht.

„Für ihre schlimmen Buben, oder — der eigenen Person zu besonderen Aufträgen attachiert“, fügte Frau Linsky boshaft lächelnd hinzu.

Olga hatte erst nur mit halben Ohren zugehört. Die Erwähnung des italienischen Musikprofessors, sowie dessen grosser Schönheit, erweckte nun aber doch eine allzu nahe Erinnerung. Lebhaft frug sie daher, wo denn die Fürstin mit ihrem Gefolge abgestiegen sei und wo man sie sehen könne.

„Die gefallsüchtige ältliche Durchlaucht spaziert täglich bei der Kurmusik am Strande. Der Maëstro dagegen, der jedenfalls sehenswerter ist, steht früh auf und pflegt sich schon vor acht Uhr morgens mit seinen Zöglingen im Sande zu sonnen.

Zufrieden mit der erhaltenen Auskunft, machte sich Olga anderen Morgens um die genannte Stunde zum Strande auf. Jetzt blieb ihr keine Zeit auf „die Stimme der Stille“ zu lauschen. Das brennende Begehren nach der Möglichkeit eines Wiedersehens mit Dortina, nahm sie ganz ein

Eine gute halbe Stunde mochte sie ihren Beobachtungsposten nun schon innehaben — aber nichts, immer nichts, Minute auf Minute verrann — der Heissersehnte liess sich nicht blicken!

Von der Sonne geblendet, durch das nervenanspannende Warten erschöpft, liess Olga sich endlich im Schatten eines der hier aufgestellten Zelte nieder. Traumhaft sah sie auf das Spiel der Wogen — — — Die kamen daher, eine die andere überstürzend, wie in heissem Sehnsuchtsdrang dem Ufer zustrebend um — daran zu zerschellen Welch' weiten Weg wohl hatten sie zurückgelegt, zu diesem traurigen Endziel? Kamen sie vielleicht aus jenen schauerlichen Tiefen, zu denen

das taurische Gebirge in so schroffem, fürchterlich zerklüfteten Absturz nach Süden in die See sinkt, ja selbst unter dem Wasser noch so unermesslich tief herabfällt, dass oft schon, wenige Kilometer weit vom Ufer, das Senkblei keinen Grund mehr erreicht. Kamen sie daher?

Nun vernahm Olga wieder die Stimme der Stille. Die sagte: „Episoden! Nichts als — Episoden! Wellenschlag, Menschenherzschlag — beides im Sande verlaufend, beides gleich kurz. Nur die Seele ist ewig. Auf ihre Entwicklung allein kommt alles an. Aber wenn dir's versagt bleibt, dein kleines, irdisches Glück, dann murrst du. Du verlangst danach, wie nach etwas, das dir zukommt und doch kannst du sein Ende nicht voraussehen, nicht einmal ahnend erraten . . . töricht wie die Welle, die dem eigenen Untergang zustrebt . . .“ Hatte die Stimme nicht recht? Zum ersten Male vielleicht, überkam sie ein ruhiges, leidenschaftsloses Nachdenken über ihre Liebe. War diese am Ende nur eine Fatamorgana? . . . Wie lauteten die Weisheitsworte, die man ihr jüngst erst gesagt? „Man muss in sein eigenes Inneres schauen, wie durch ein feines Glas. Ohne das, sieht man nur grobe Abdrücke von Bildern. Die Erkenntnis der Wahrheit scheidet den Tag von der Nacht, das Licht von der Finsternis . . . Ein Wort der Wahrheit macht die kranke Seele gesund.“

Eine laute, näher kommende Knabenstimme riss die vor sich Hinbrütende aus ihrer Grübeleien.

„Tun Sie doch nicht so gross, mit Ihrem ewigen Schulmeistern! Mama ist Sie schon satt. Passen Sie auf, Signor, es geht Ihnen bald, wie unserem früheren Lehrer. Den hat Mama auch plötzlich davongejagt.“

Die Antwort hierauf blieb dem Beschimpften in der Kehle stecken. Im nämlichen Moment stand er mit seinen zwei Zöglingen vor Olga. Es war — Dortina!

Erst stutzte er einen Augenblick. Dann jubelte seine melodiose Stimme: „Wie? Olga Nikolajewna — sehe ich recht?!“ Und damit stürmte er auf sie zu, indes die schlimmen Buben rasch reissaus nahmen. Doch langsam nur hatte die Hand, die er suchte, sich ihm entgegengestreckt.

„Guten Morgen, Maëstro!“ Der Sprecherin war, als sagte nicht sie selbst, sondern irgend jemand fremder diese leere Begrüssungsphrase. So erstarrt war ihr Herz. So lähmend wirkte das eben Vernommene. Welch' ein Mann, der sich Ähnliches gefallen liess! Und dieser da, der ging Wochen, Monde, in solch' schimpflichem Frohn. Heute gehätschelt, umgirt und morgen — davongejagt! Als Wissender, trug er diese Sklavenketten Eine glorreiche Existenz! Und das sollte eine freie, adlige Künstlernatur sein?

Dortina sah sich jetzt garnicht nach den zwei Quälgeistern um. Er hatte nur Auge und Ohr für sein Gegenüber. Nach einer kurzen, beklemmenden Pause ergriff er das Wort: „Olga Nikolajewna, hören Sie mich an. Was ich all diese letzte Zeit über gelitten, davon schweige ich. Die Zeitungen werden ja auch Ihnen von meinem Selbstmordversuch, als Folge der damaligen Grausamkeit Ihres Herrn Vaters, erzählt haben. (In Wirklichkeit hatte sie nie dergleichen gelesen, wurde nun aber durch seinen tragischen Ernst doch fast überzeugt.) Er fuhr fort: „Lassen Sie mich kurz sein. An jenem verhängnisvollen Tage unseres letzten Begegnens, da musste ich mir Gewalt antun, um Ihnen nicht zu gesteh'n, welch' unverlöschliche Glut, welch' tiefe Liebe zu Ihnen mich verzehrt Hier jedoch, in der hehren Einsamkeit, wo der Mensch, gleichsam zum Himmel entrückt, vor sich selbst empor wächst, hier finde ich den Mut zu

sagen: das Glück meines ferneren Lebens hängt von Dir allein ab!“

Zu verlockend schlugen die schmeichelnden Laute an ihr Ohr. Im heftigen Widerstreit der Gefühle beugte sie sich zu ihm hin und flüsterte: „Haben Sie noch Geduld . . . Gönnen Sie mir eine Selbstprüfung.“

Wie ein verwunderter Löwe aber, gebärdete sich Dortina. Sie liebe ihn nicht. Sie sei höchstwahrscheinlich keiner wahren Herzensneigung fähig — kalt und berechnend, wie alle Nordländer . . .

Das wirkte! Durch das scheinbare Verkanntwerden auf Neue in Feuer gebracht, gestand sie ihm unverhohlen die Gefühle, die sie längst für ihn gehegt. Eben wohl war sie daran, das Gesagte mit dem bindenden Gelöbnis zu besiegeln. Da frug er, ob sie gewillt sei, mit ihm zu fliehn. An die Einwilligung des Generalen wäre ja doch nicht zu denken. Hernach dagegen würde ein so zärtlicher Vater sich natürlich in das Einmalgeschehene finden und die Aussöhnung fiel dann wohl nicht schwer . . .

Mit entsetzenstarrten Augen hörte sie eine Weile zu. Ihr Wahrheitsgefühl war tief verletzt. „Auf Schleichwegen will ich mein Glück nicht suchen“, rief sie empört. „Nein, entweder, Sie haben den Mut, mich meinem Vater in offenem Kampf abzurufen oder aber — —“ mit müder Gebärde liess sie die erhobene Hand wieder sinken. Er deutete es wohl als einen Wink, ihr die Bahn frei zu geben. In jäher Raserei packte er ihren Arm und mit funkelnden Zornesblicken, mehr im drängenden Tone eines Erpressers, als eines Liebenden, redete er auf sie ein: „Entweder — oder! Schau, dass Du Deine Worte nicht bereust, Herzlose! Heissest Du mich jetzt gehen — allein — gehen, dann — das wisse! — reisst keine Klage mich je zu Dir zurück. Also nochmals: Komm!

Fliehe mit mir! Du bist ja majorenn und im vollen Besitz Deines mütterlichen Vermögens.“ Dabei schien er zu vergessen, wo er sich befand. Oder war es gar niedre Berechnung, die Widerstrebende zu bezwingen, indem er sie öffentlich blossstellen wollte? Genug, im entscheidenden Augenblick stürzte sich Dortina auf das junge Mädchen, das er mit raschem Raubtiergriff an seine Brust zog.

Dabei aber hatte er sich in der Wirkung dieser Kühnheit verrechnet. Von Ekel erfasst, an Kraft gewachsen, wie im Irrsinn, gelang es Olga, sich unbegreiflich rasch aus seinen Armen zu befreien. Dann jagte sie davon

Die Verachtung war so gross, dass diese selbst den brennenden Enttäuschungsschmerz momentan überwog.

Das also ist der Mann, dem sie ihr Lebensglück anzuvertrauen gedacht — : ein Lügner! Ein gemeiner Spekulant! Denn nur zu klar hatte sie ja sein schändliches Spiel durchschaut. Die Stimme der Stille, die behielt recht — — —

Zu Hause angelangt, fiel es Olga, trotz der eigenen furchtbaren Erregung auf, welch' verstörten Gesichtern sie hier begegnete. — Im Garten sah sie Zenaida Gawrilowna, selbst mit verweinten Augen, die kleine Lisotschka trösten, die unaufhörlich schluchzte und nach der Mutter verlangte.

„Stellen Sie sich vor“, erklärte die Gräfin bei Olga's Hinzutritt, dieser auf französisch, damit das Kind es nicht verstünde, „stellen Sie sich vor, unser Fomin, den wir doch alle für einen Musterehemann und -vater gehalten, der ist heute in aller Frühe mit seinem Dienstmädchen — durchgegangen! Die unglückliche Frau

jagt ihnen als Racheengel nach. Wer weiss, ob sie sich nicht aus Verzweiflung ein Leid antut, wenn er nicht zu ihr und den Kindern zurückkehrt? Was soll die Schutzlose tun?“

„Maminka! Maminka!“ lallte unaufhörlich mit monotoner, nun schon vom Weinen ganz heiseren Stimme, das Kind. Dies schien die junge Frau masslos zu erschüttern. Plötzlich beugte sie sich über die Kleine, presste sie stürmisch an ihre Brust und sagte: „Sei still, süßes Seelchen. Ich bin ja noch viel unglücklicher als Du!“

Wie es in der Natur Elementargewalten gibt, die Dämme zerreißen, die den Erdboden spalten — so hatte jetzt hier eine jener Stunden geschlagen, die alle falsche Scham, jede Gesellschaftslüge schonungslos fortstösst. Und mit einer unter anderen Umständen undenkbaren Offenheit, rief Zenaida Gawrilowna:

„Ja, was soll denn erst ich sagen, die sich von ihrem Manne mit der eigenen Stiefmutter betrogen sieht! Das ist kein Hirngespinnst der Eifersucht. Seit heute habe ich die Beweise. Sie sind ertappt! Sie will ihn. Ihn, für sich allein. Er — ihr Geld. Natürlich auch für sich allein. . . . Sind nicht die Menschen die niedrigsten Raubtiere?!“

Wie betäubt hatte Olga zugehört. Was waren das für Erfahrungen, die sie hier machte! Und alles so unerwartet. Alles auf einmal. . . . Also in dieser herrlichen, heiligen Natur ging's grade so zu, wie im Schlamme der Grosstadt?

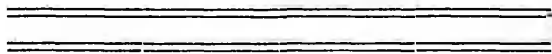
— — — Wie aus Ewigkeitsfernen klang es an ihr Ohr: „Die Menschen versuchen ihre Seelen durch Ungenügsamkeit. . . . Was sie haben, ist ihnen zu

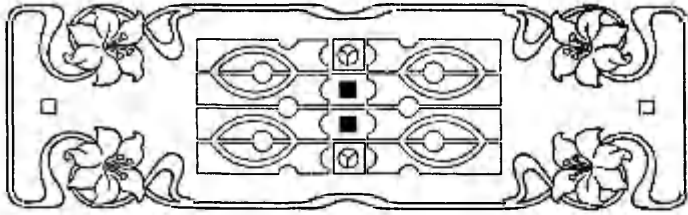
wenig.... Was sie aber nicht haben, das möchten sie in ihrer Verkehrtheit besitzen. Geistige Demut ist Begierdenlosigkeit... Nur wo alle Stimmen schweigen... da wird die Seele frei und eins mit dem Geiste der Wahrheit — da vernimmt sie die Stimme der Stille.“

Olga seufzte. Wie wenige sind ihrer, die sie vernehmen!



Die Bombe.





Oberst Ljäschkin hatte sich im russisch-japanischen Kriege ausgezeichnet. Allerdings weniger als Feldherr vor der Front, wie als Don Juan im Rücken der Armee. Im Lager von Charbin z. B. da hatte keiner so schöne und so „teure“ Freundinnen wie er. Manch' prächtigen Orden und den „Säbel für Tapferkeit“ erhielt er obendrein, dank seiner hohen Geburt und Konnektion. Vielleicht mochte auch seine volle Börse dazu mitgeholfen haben... Genug: er, der kaum Dreissigjährige, war nun schon Oberst und zu weiterer Beförderung nach oben hin bestens angeschrieben.

Auch jetzt sah er sich mit einer äusserst wichtigen Mission betraut. Hatte man ihn doch mit seinem Regiment in eine von der Revolution bedrohte Gouvernementsstadt geschickt. Und da er hier, als Herr über Leben und Tod, mit unerschütterlicher Strenge, ja stets erfolgreich, seines Amtes waltete, so musste er im Fluge die Staffeln der militärischen Ruhmesleiter hinansteigen.

Das wusste man in seiner Umgebung genau — sehr genau. Natürlich suchte man sich denn auch über alle Eigenheiten dieses Gewalthabers gut zu unterrichten.

Man forschte, man spionierte, hier und da . . . Und wahrhaftig! endlich fand man „die Stelle wo er sterblich“ war. Dieser schwache Punkt nämlich lag in seiner Passion fürs weibliche Geschlecht. Wo eine Frau bat, konnte dieser Gestrenge nichts verweigern. Nota bene, wenn die Bittstellerin jung und reizvoll war! Merkwürdigerweise hatten aber mit einemmal alle, die sich etwas politisch Verdächtiges zu Schulden kommen liessen, wunderschöne, ja verführerische Schwestern oder Bräute, die ihre Sache mit süssen Blicken, Händedrücken und wer weiss, womit sonst noch, geschickt zu verfechten wussten.

„Eine Dame weist man nicht ab!“, lautete beständig die Ordre des Gewalthabers. Umsonst, dass man ihn davor gewarnt, allzu vertrauensselig gegen Frauen zu sein, wo doch schon so manche Bombe von zarter Hand totbringend geschleudert ward.

So liess denn auch eben der diensttuende Ordonnanzoffizier unbeanstandet eine hochgewachsene, tiefverschleierte Dame beim Oberst eintreten. Ein Paar auffallender, dunkler Feueraugen, sowie ein köstliches, jugendfrisches Inkarnat sah man durch den schwarzen Crêpe deutlich hindurchschimmern. Dazu die herrliche Gestalt — : kein Wunder, dass unser Don Juan wie geblendet auf sie zutrat. Er wusste kaum wie er seinem Entzücken am schnellsten Ausdruck verliehe. Er wollte ihr behülflich sein, sich der winterlichen Pelzhülle rasch zu entledigen, oder doch wenigstens den unnötigen Muff, der ihre schönen, kleinen Hände fesselte, abzulegen. Sie aber liess von alledem nichts geschehen. Ja, als der Ordonnanzoffizier, im Hinausgehen, noch die fast ungeduldige Gebärde sah, mit welcher die Fremde ihren Muff verteidigte, da schoss

ihm blitzartig der Gedanke durch den Kopf: „Wenn die nur nicht gar eine Bombe darin verborgen hält!“ Allein sich in die Angelegenheit seines Vorgesetzten einzumengen, hielt er doch nicht für geraten . . .

Ljäschkin selbst dagegen war von einer ganz anderen Wahrnehmung erfüllt. Wie auffallend errötete die Schöne bei seinem Anblick, ja wie schien sie förmlich zusammenzuzucken, als er sie anredete . . . Natürlich: was gab's da denn auch zu verwundern?! Und höchst geschmeichelt bot der Oberst nun seiner lieblichen Besucherin Platz. Beide sassen sich alsobald am Schreibtisch gegenüber.

Die Unterredung begann:

Sie: „Ich weiss, Herr Oberst, Sie sind allmächtig.“

Er: (seinen Schnurrbart keck in die Höhe wirbelnd, stark anzüglich) „Ich wollte, ich wäre es!“

Sie: (tut als hätte sie nichts gehört, erhebt sich und legt ihren Muff auf ein Seitentischchen nieder. Dann, wie nach innerem Kampf mit aufgehobenen Händen zu Ljäschkin zurückkehrend) „Ach, Herr Oberst, mein Bruder, mein einziger Bruder ist es, für den ich bitte . . .“

Er: (etwas näherrückend, siegesgewiss lächelnd und nach ihrer Hand haschend) „Oho, Sie selbst interessieren mich aber viel mehr, als dieser Tunichtgut von Bruder!“

Sie: (macht eine unwillige Gebärde der Abwehr) „Lassen wir das, bitte! Ich denke, ich spreche hier zu einem Ehrenmann . . . Also, vieler Erklärungen bedarf's nicht. Sie wissen, Herr Oberst, um was es sich handelt. Gestern Abend ward ein kleiner Kreis Offiziere darauf ertappt, dass sie im Kasino revolutionäre Aussprüche getan — — — Unglücklicherweise

befand sich in dieser Gesellschaft auch der Fähnrich Boris Arkadjewitsch Bogdanow — : mein Bruder. Um seinetwillen kam ich. Ich flehe Sie an: üben Sie Gnade!“

Er: (hat nur zerstreut zugehört, jetzt wie aus einem Traume auffahrend) „Mein Fräulein, wo habe ich Sie doch schon gesehen? . . . Es muss lange, lange her sein — — — Aber bekannt ist mir Ihr liebliches Gesicht. Bei allen Heiligen, ja, sehr bekannt!“

Sie: „Ich bitte, bleiben wir bei der Sache. Es handelt sich ja wohl um Leben oder Tod. Und mein armer Bruder ist noch so jung. Er berechtigte stets zu so grossen Hoffnungen. Er war auch immer gut-gesinnt. Ein rechtgläubiger Christ, ein treuer Patriot. Und sein Wahlspruch hiess: „Das Leben für den Zar!“ Allein diese schändlichen, gewissenlosen Vorgesetzten Die haben ihn erst zum Trinken, dann auch wohl noch zu lästerlichen Reden verführt Natürlich, so ein Kind, so ein Milchbart, der will sich gern hervortun, es den Herren Offizieren gleichtun und dann — — — Ja, dann fallen eben solche Sachen vor. Ich bin verzweifelt!“

Er: (hat die ganze Zeit mit gefurchter Stirne zugehört und macht hin und wieder mit dem Papiermesser eine heftige Bewegung) „Ja, mein Fräulein, was ist da zu machen? Genau so unerbittlich wie Sie selbst, muss nun auch ich sein. Ich werde der Gerechtigkeit also ihren Lauf lassen.“

In diesem Moment sah Ljäschkin zu seinem Staunen, wie die Bittstellerin, statt jeder Entgegnung, nur aufsprang, hastig nach ihrem abseits liegenden Muff griff und beide Hände einen Augenblick suchend darin verbarg . . . Man sah ihr bei all diesen Bewegungen eine wahre Todesangst, eine furchtbare Erregung an.

Da kam denn auch ihm plötzlich derselbe Gedanke, wie vorhin dem Ordonnanzoffizier: sie hat gewiss eine Bombe bereit!

Doch schon liess sie den Muff, offenbar unwillig, wieder auf seinen ursprünglichen Platz gleiten, stürzte zum Schreibtisch zurück und — der Oberst konnte sich dies rätselhafte Gebahren immer weniger erklären — beugte sich hier rasch über einen Gegenstand, den sie heftig an sich riss Danach sah er nur, dass sie, ihm den Rücken kehrend, in zusammengekauerter Stellung sitzen blieb

Mein Himmel — was mochte das alles bedeuten? Er war jeden Moment auf einen Gewaltakt ihrerseits gefasst — — — Und es packte ihn darob eine Wut, eine Wut — ja eine so gänzlich neuartige, dass es wirklich nichts anderes als — Liebeswut sein konnte. Und so rasend gerieten seine Nerven ins Vibrieren, dass er völlig aus dem Gleichgewicht kam. Wie in momentaner Geistesverwirrung, empfand er sogar eine leise Anwandlung von Sadismus: welche Wonne, welche Wollust, unter so schönen Händen die Todesmarter zu erleiden! Ja, zerreißen, zerstückeln, sollte sie ihn, diese Spröde, wenn er dagegen nur einmal seinen Arm heiss und begehrend um ihren jugendstrotzenden Leib schlingen dürfe . . . O, ihm schwindelte. Er war dem Wahnsinne nahe.

Und leise, ganz leise, schlich er hinter ihren Sitz. Er beugte sich atemlos über die geduckte Frauengestalt. Er wollte, er musste jetzt ergründen, was sie im Schilde führt!

Zugleich aber fühlt der fiebernde Beobachter jetzt, wie ihm die Stirne perlt. Kalter Schweiss bedeckt seine zitternde Haut

Ja — wo ist denn das Taschentuch, das doch eben noch vor ihm auf dem Schreibtische lag? . . .

Ha! da sieht er des Rätsels Lösung . . . Weinend hat das schöne Mädchen dieses Tuch — sein Taschentuch! — an ihre Augen gepresst, auf dass man ihr unaufhaltsames Schluchzen nicht gewahre! Und da begreift er mit einemmal alles: dieses ängstliche Suchen von vorher, dieses erregte Tasten nach dem Muff — natürlich, sie hatte nach dem Taschentuch gesucht und, da sie das eigene nicht fand, rasch entschlossen nach dem fremden gegriffen! Das also war die Geschichte von der vermeintlichen — Bombe! Grossartig!

Doch darüber zu lächeln blieb ihm keine Zeit. Plötzlich schien ihn das alles nämlich gar nichts mehr anzugehen —: abgerissene Worte, wie ein einziger markerschütternder Herzensschrei, drangen an sein Ohr. „Grosser Gott!“ stöhnte die Unglückliche. „Boris verloren . . . Wie soll ich das nach Pochanowo schreiben?“

„Pochanowo!“ — das war's! Nun wusste der Oberst mit einem Schlag alles . . . Es war keine Bombe geplatzt, aber nichtsdestoweniger stand er nun da, als sei vor ihm der Blitz eingeschlagen. Ja, ja, es musste doch wohl so etwas wie eine Bombe gewesen sein. Denn wahrhaftig, mit dem Namen jenes kleinrussischen Edelsitzes kam die Sprengkraft der mächtigsten Jugenderinnerung über ihn. Und diese Frühlingsgewalt, die vernichtete nun jählings alles was dazwischen lag, seit er, als feuriger Kadett, die damals kaum erblühte Tochter des Erbherrn von Pochanowo umschwärmte, sich fast schon mit ihr verlobt hatte. Allerdings verlor er sie im Strudel des Lebens dann bald aus den Augen, jedoch in irgend einem verborgenen Winkel seines Herzens musste sie

wohl unaufhörlich fortgelebt haben. Bei Gott und dem Zaren — : jetzt war's ihm gewiss! Und in diesem Bewusstsein lag denn auch plötzlich alles Hässliche, alles Gemeine, das jemals Gedanken und Fühlen des flotten Kriegers besudelt, weit hinter ihm Ein schwärmerischer Jüngling warb er jetzt um sie, die seine erste, keusche Liebe gewesen, die sein guter Engel werden sollte, für den Rest seines Lebens!

Und sie selbst — wer malte ihr Glück? Welcher Umschwung aber auch! Eben noch litt dies schöne Mädchen allerbitterste Seelenpein unter dem doppelten Schmerze des Nichterkanntseins und des unwider-ruflichen Todesurteils ihres Bruders. Da erschloss sich statt dessen der Himmel der Liebe. Zwei Begnadete betraten Hand in Hand ihr Paradies

Als bald darauf — wohlweislich nach längerem, vernehmbarem Anpochen! — der Ordonnanzoffizier mit einer dienstlichen Meldung wieder eintrat, da wurde er durch die unerwartete Neuigkeit überrascht:

„Ilja Iljitsch, lassen Sie sich hier gleich meiner holden Braut vorstellen!“

Natürlich hatte dieser Erstaunte dann nichts Eiligeres zu tun, als hernach zu berichten:

„Gebt acht, Kameraden, da drinnen ist eben — — eine Bombe geplatzt!“

Zeitgemäss –
Ewig-
Zeitgemässes!





Ins Blaue hinein ging meine Vergnügungsfahrt. Mitten hinein in die Wunder des blauen Wörthersees. Da las ich im zitternden Morgenglanz den Namen der ersten Station: „Maria-Elend“.

Wie stimmte das? Es erinnerte ja an all das graue, grauenvolle Elend, auf dem Wege ins Altersbereich. Ich aber befand mich doch auf einer Lustfahrt. Umso sehnsüchtiger schaute mein Auge nach etwas Vergnüglichem aus. Richtig —: da hat's auch der Blick schon errafft. Ein ländliches Scherz-Idyll. Und zwar geht der Spass hier von den frühesten Frühaufstehern: den Hühnern aus.

Kommen da bei der verschlafenen Station also drei schmucke, sehr wache Hennen herauspaziert.

Man sieht ihnen die pulsierende Lebenslust förmlich an. Wie rund ihre Brüste sind! Wie frisch-rot die Kammzier, wie glänzend das Gefieder, an dem der Schnabel dennoch fortwährend geputzt, als sei's den Koketten noch immer nicht schön genug

Und dazu dieser herausfordernd wiegende Gang, jeden Schritt mit selbstgefällig-lustigem Kopfnicken

begleitend, wobei die blitzenden Äuglein sich bald nach links, bald nach rechts drehen, wie Umschau haltend, ja wie um zu fragen: „Seht Ihr, wie wir schön sind?“

— — — Endlich erscheint auch das Dazugehörige —: ein Hahn.

Aber, o weh, welch' ein Jammer-Exemplar! Der hat offenbar keinen Grund mehr dazu, dass ihm „der Kamm schwillt“. Nein, blass und verschrumpft sitzt ihm sein armselig Krönlein auf dem Haupt. Ein Abzeichen der — Ohnmacht, nicht der Macht mehr!

Er jedoch ist sich dieses Verfalles wahrscheinlich nicht bewusst. Oder er tut wenigstens so, um das Elend geschickt zu verbergen. Denn jeder der schmucken Hennen macht er in Paschalaune eifrig den Hof. Vor jeder spreizt er die Flügel, dass sie raschelnd, knisternd, den Boden streifen. Und wenn er so im charakteristischen Siegerschritt des Hahnenreih eine Schöne nach der andern umkreist, da erinnert er lebhaft an jene menschlichen Hahnenreih-Greise, die auch noch so gern den Eroberer spielen, obzwar ihnen längst schon die Munition ausgegangen (und sie nurmehr zu — Palastwächtern eines Sultans taugen!).

Meine Hennen aber, die lassen sich nichts weiss machen. Die sind — Sachverständige Das erkennt man aus der Art, wie sie auf den armen Alten herabsehen

Keine einzige hält ihn mehr der Komödie des Ewig-Weiblichen wert: dieses gut gespielten Erschreckens, beim ersten Annähern, dieses scheinbar ängstlichen Entfliehens. Nein, wenn er heranstolziert, läuft keine einzige davon, um etwa den Angreifer zu

reizen und dann, sehr bald stehen bleibend, ihm zu verstehen zu geben: „Narr, hol' mich doch ein!“ Denn über die zeitgemäss — ewig-zeitgemässe Kriegslust der Natur braucht uns ja wahrlich kein Schopenhauer zu belehren!

Hier dagegen — nichts von alledem. Diese klugen Hennen sind eben offenbar garnicht — hühnerblind“.

— — — — —

Am Ziele meiner Vergnügungsfahrt angelangt, kaufe ich mir am Klagenfurter Bahnhof ein Witzblatt. Da fällt mir ein gelungenes Bild in die Augen: ein weissbärtiger, gebeugter Herr in europäischer Tracht, nur durch sein Fez, das bei ihm aber mehr wie eine Schlafmütze aussieht, als der Ex-Sultan gekennzeichnet, wankt, schwer auf einen Stock gestützt, auf den Sonderzug zu, der Abdul Hamid in die ewige Verbannung entführt. Im Hintergrunde aber folgt ihm eine Schaar wollüstig-reizender, verschleierter Haremsdamen. („Wozu noch?“ fragt sich der Beschauer.) Und die „Lustigen Blätter“ legen den Favoritinnen des Enthronten das Scherzwort in den Mund: „Wir blieben gern da, wenn ein Komitee von Jung-Türken die Funktionen des alten Sultans übernehme.“

— — — — —

Ich dachte wieder an Maria-Elend — an den Hahn — an die Hennen . . . Zweierlei Bilder und dennoch ein und dasselbe — : Zeitgemäss — Ewig-Zeitgemässes!

=====

.FINIS.

A decorative scroll with the word "FINIS" written on it. The scroll is unrolled in the center, with the ends curling upwards and outwards. The word "FINIS" is written in a bold, serif font, flanked by small dots on either side. The scroll has a textured, slightly irregular appearance, suggesting it is made of parchment or paper.

Inhalts-Verzeichnis.



	Seite
• • Blaublut-Elend	7
• • In anderem Lichte	27
• • Zum Besten der Armen	43
• • Die arme Baronin	53
• • Roland der Riese im chambre séparée . .	65
• • Alltagsdrama	73
• • Zweierlei Rosen	87
• • Im Hochzeitskleide	97
• • Simson und Delila	107
• • Die Stimme der Stille	121
• • Die Bombe	143
• • Zeitgemäss — Ewig-Zeitgemässes! . . .	153

